This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06817716 5

12371 4V. G. 177-1

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann,
Königlich-Großbritanniſchen Hofrath und Leibarzt
in Hannover.

Erſter Theil.

Neueſte Auflage.

YORK F.P.
CIRCULATING
LIBRARY.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1790.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
490219
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

1237 4V. G. 177-1

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann,
Königlich-Großbritannischen Hofrath und Leibarzt
in Hannover.

Erſter Theil.

Neueſte Auflage.

YORK F.2
CIRCULATIN
LIBRARY.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1790.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
490219
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

An die

Frau Regierungsräthinn von Döring

gebohrne Strube

in

Ratzeburg.

Es muß ein unerwarteter und seltsamer Anblick für alle meine nahe und entfernte Freunde seyn, nach einem so vieljährigen Stillschweigen, ein Buch von mir zu sehen; und wie ich ganz leise wieder als

Schriftſteller auflebe, nach einem längſt und überall für bekannt angenommenen ſchriftſtelleriſchen Tode.

Ohne Sie, meine geliebte Freundinn, und ohne die Fähigkeit ſolches Feuer zu faſſen wie Sie mittheilen, hätte ich ſeit vielen Jahren keine Feder mehr in die Hand genommen. Sie allein, auf Erden, haben mich von Zeit zu Zeit, aus dem gefährlichen Todesſchlummer erwecket, in den ich verſunken lag, durch unausſprechliche Traurigkeit, durch alles mögliche häusliche Unglück, und durch Krankheiten, die mir alle Kraft der Seele vernichteten. Vor zwölf Jahren haben Sie mich angetrieben, Rettung meines Lebens und Hülfe gegen die ſchrecklichſten körperlichen Leiden in Berlin zu ſuchen, wo ich beydes dort, im Schooße

der

der edelsten Groſsmuth, der trostreichsten Freundschaft, und der scharfsichtigsten Kunst fand. Sie gaben mir, so oft die Pfeile des Neides den Aufgelebten wieder zu Boden schoſsen, immer wieder neuen Muth und neue Thätigkeit. Sie schärften das abgestumpfte Gefühl des Halberstorbenen, und rieffen mich immer wieder zu den Menschen zurück, unter denen ich zwar nie aufgehöret hatte in meinem Berufe wirksam zu seyn, aber unter denen ich auch weiter fast an nichts Theil nahm.

Ihr Geist, Ihre Freude über jede eifrige Anstrengung zu irgend einem edeln und groſsen Zwecke, Ihre unübertrefliche Fähigkeit das Wahre und Beste in jedem Vorfalle des Lebens zu sehen, Ihre Freundschaft wie keine ist, hätten jeden muntern Jüngling zu einem groſsen Manne gemacht. Aber munter war ich

nicht, und lange nicht mehr jung, und durch Leiden und Trübsal schon beynahe aufgerieben, als ich das Glück hatte mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Gebeine waren zermalmt, mein Herz war voll Jammers, meine Augen waren todt, als ich Sie zum erstenmal sah. Sie alleine bliesen in mir wieder Funken des Lebens an. Sie alleine waren die Ursache, daß ich nicht vergangen bin, im höchsten Unglück, und bey unüberwindlich scheinenden Widerwärtigkeiten. Dreyzehn Jahre hindurch waren Sie mein Trost in Hannover, die Vertraute aller meiner Gedanken und meine erste und letzte Zuflucht in der Noth.

Nichts Gutes that ich in dieser ganzen Zeit, wozu Sie mich nicht anfrischten, und nichts Böses, das Sie nicht misbilligten. Ich hätte nichts gethan, bey so sehr zerdrückter

und

und ſo ganz verſchwundener Kraft meiner Seele, wenn Sie nicht meine einzige Kraft geweſen wären, wenn Sie mich nicht mit unermüdeter Engelsgüte gepfleget, mit immer froher Heiterkeit und immer gewaltiger Vernunft getröſtet, und mit Ihrer Welterfahrung und einer mir ganz unerreichbaren Weisheit durch ein Leben geführet hätten; deſſen Laſt Sie alleine mir leicht machten.

Noch in dieſer Stunde freue ich mich der Freude, die Sie hatten, als Sie ſahen, mit welchem Feuer ich im März 1781. die Feder zu dieſem Buche ergriff. Der wüthige Weltüberwinder Obereit hatte eben einen Roman über die Einſamkeit gegen mich geſchrieben. Er hatte mich in demſelben, von der erſten bis zur letzten Seite, misverſtanden, geſchmäht, verflucht, der Hölle übergeben, und

Wochen vorher, mit männlichem Muthe und blutendem Herzen eingewilligt. Ich sah auch wie Sie, daß Ihr vortreflicher Gemahl, mein unvergeßlicher Freund, hier, seit einem Jahre, bey seiner ehmaligen Lieblingsarbeit, unter täglichem Gram und Aerger vergieng. Ich sah wie Ihre niedergedrückte Seele durch den einigen Gedanken sich hub, daß Sie diesen bittern Kelch aus Pflicht trinken. Ich sah wie dieser Gedanke Sie stärkte, und wie Sie dadurch Herz faßten, um sich wegzureissen aus Ihrem geliebten Hannover, wo aller Seegen Ihres erlauchten Vaters (*) auf Ihnen ruhte, und Wohlstand und Ueberfluß Sie von allen Seiten umgab. Ich sah, wie daher der Muth kam, mit dem Sie sich wegrissen aus den Armen untröstbarer Freunde;

weg

(*) Des berühmten und grossen Herrn Vicekanzlers Strube.

weg aus einem groſſen Kreiſe Hungriger die Sie geſpeiſet und Nackter die Sie gekleidet hatten; weg aus einem Hauſe, das Sie ſich eben mit ſo vieler Liebe neu einrichteten; weg aus jenen Zimmern, wo Sie ſich jede ſtille Glückſeligkeit des Lebens, jeden ſüſſen Frieden der Seele verſprachen, beym Anblick der ſchönen Gegend um Hannover, und der Berge dort die Sie mir ſo oft gezeiget; weg von Allem, um an der äuſſerſten unbeſuchteſten Grenze unſers Landes, in einer ſtillen und kleinen Stadt, die Sie nicht kannten und nie zu kennen verlangten, willig und gelaſſen der Welt zu entſagen, damit Ihr Gemahl wieder Freude finde an der Welt und am Leben.

Halbtodt nahm ich die weggeworfene Feder nach Ihrem, den ein und zwanzigſten September 1781, erfolgten Abſchied aus Hannover

wieder

wieder in die Hand. Sie verlangten dieß durchaus, denn Sie wußten wohl, da ich itzt nichts mehr in mir und um mich her sah, als tiefe Traurigkeit, und schwarze Nacht; da blasse Todesgestalten mir winkten, wo ich hinblickte, und wo ich gieng; da nur zwölf Tage vor unserer Trennung, auch meine einzige geliebte Tochter unter Ihrem Gebet und in Ihren Armen gestorben war; daß aller gewöhnliche Trost verlohren sey für mich, daß ich die Gesellschaft der Menschen fliehen, und mich ganz absondern werde von der Welt. Sie wußten, daß itzt nichts mehr fähig war mich zu retten, als Wegwendung von den Gedanken, die mich verzehrten, auf irgend einen ungewöhnlichen und grossen Gegenstand.

Dieses Buch über die Einsamkeit sollte in meinen Trübsalen Muth bey mir anfachen,

mich

mich wegreiſſen von Allem was ich ſah und dachte, mich in fremde Länder verſetzen, Bilder aus entfernten Jahrhunderten in mir hervorrufen, vielleicht auch meine Seele hie und da befreyen von einem drückenden Gedanken.

So wie ich daſſelbe in ſolcher Gemüthsverfaſſung, unter dieſem beſtändigen Kampfe mit mir ſelbſt, in meiner für Schriftſtellerey ſo ganz unglücklichen Lage, bey beſtändiger Abhaltung, oft erſt nach einer Unterbrechung von vielen Monaten, und nur in Krankheit oder geſtohlner und erpreßter Zeit ſchreiben konnte, war es etwa zur Hälfte fertig, als Sie, um Ihrer Freundſchaft für mich die Krone aufzuſetzen, nach einer Trennung von acht Monaten Hannover wieder beſuchten, und mir die geliebte und ganz nach meinem Geſchmacke gebildete Gefährtinn des Endes

meiner

meiner Tage, die Sie mir immer gewünſchet und die Sie ſelbſt ſo glücklich für mich gewählet hatten, an Ihrer Hand mitbrachten.

Aber wie mangelhaft iſt dieſes Buch noch immer in Allem. Schon des Styls wegen hatte ich, noch in dieſem Jahre, Luſt alles zu verbrennen. In dieſem und allen folgenden Bänden reicht nur überaus Weniges an diejenigen Schriftſteller, von denen ich glaube, ſie können ſchreiben. Bey jedem Blicke ſehe ich immer wieder etwas, das beſſer könnte geſagt ſeyn als ich es ſage. Und dann, wie manches Bild iſt in dieſem Buche, das ich im Umgange ganz unfähig wäre, vor das Anſchauen irgend einer Dame zu bringen. Alle dieſe Bilder hätte ich vernichtet, wenn trocknes Raiſonnement von eben ſo vieler Wirkung

wäre,

wäre, als Thatsachen, Beobachtung, und Geschichte.

Ein Arzt denkt aber auch nichts Arges, bey manchem Worte, das kein anderer Mensch in guter Gesellschaft ausspricht. Manches muß man darum dem Arzte verzeihen, der gewohnt ist, den Menschen von allen Seiten auszuspähen, Alles zu Hülfe zu nehmen was jede Falte seiner Natur entwickelt, nichts vorbeyzugehen von dem was die Seele mit dem Körper gemein hat, und was dieser in die Seele wirket. Ich mußte von ganz ausserordentlichen Menschen reden, von Menschen aus einer ganz andern Welt. So machte ich, natürlicher Weise, auch manche Beobachtung, die nicht immer eine ehrbare Einkleidung leidet. Manche Erzählung mußte ich wagen, die das feine moralische Gepräge der guten

Converſationsſprache nicht hat. Aber ich mußte entweder meine Materie gar nicht abhandeln, oder doch ſehr oft Dinge ſagen, die man unter weiblichen Augen nur Lateiniſch denkt.

Man wird mir auch allenthalben vorwerfen, daß der Schriftſteller zu oft im Werke erſcheine; daß ich ohne Ziererey und Lüge alles ſage, mahle, offenbare, was ich von Dingen, die ſich ſagen laſſen, etwa ſelbſt ſah und erfuhr in der Welt, und bey den Menſchen.

Es iſt meine Manier, in jeder Abſicht, frey zu ſchreiben. Ich habe auch deswegen gegen alle Regeln der Schriftſtellerey geſündigt, wenn ich glaubte, meine Worte werden wirken. Weit weg habe ich ſogar die Regeln unſerer deutſchen Gramatiker geworfen, wenn ich ſah, daß unter denſelben der Styl

hinkt

hinkt und ermattet. So oft es mein Periodenbau erforderte, habe ich Wortſtellungen gewagt, die gegen alle Regeln ſind, die aber doch jedermann verſteht, nicht weil ich die Regeln nicht wußte, oder ſie nicht ſehr leicht hätte befolgen können, ſondern weil ich nicht gern meine Perioden mit ſchaalen Wörtern ſchlieſſe (*).

(*) Die bey orthodoxen Grammatikern ſo ſehr beliebten Wortbeugungen und Dehnungsbuchſtaben verwerfe ich, wo es nöthig iſt, aus dem innigen Gefühle der Wahrheit einer Bemerkung, die D'Alembert in ſeinen Reflexions ſur l'Elocution oratoire & ſur le Style en general macht. On ne ſçauroit croire, ſagt dieſer groſſe Schriftſteller, et je ne crains point d'être démenti par les bons juges, combien un mot plus ou moins

Aber ob ich den rechten Geſchmack in der Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit getroffen habe, darüber können Sie richten, meine Freundinn. Menſchenbeobachtung und Menſchenmahlerey iſt ihr wahres Fach. So tief, ſo ſcharf, ſo ſchnell und unübertreflich richtig leſen Sie in allen Köpfen und Herzen. Mit Ihrem erſten Feuerblick ſehen Sie, was nur langes Grübeln mir entdecket. Ihre Philoſophie iſt bey aller ihrer eindringenden Schärfe und Feinheit, ſo helle, ſo voll Erfah-

moins long à la fin d' une phraſe, une chûte maſculine ou féminine, & quelques fois une ſyllabe de plus ou de moins dans le corps de la phraſe, produit de difference dans l' harmonie. L' étude reflechie des grands maitres, & ſur tout un organe ſenſible & ſonore, en apprendront plus ſur cela que toutes les regles.

fahrung, ſo menſchlich, ſo einfach, ſo entfernt von Prahlerey und Schminke, Ihr Witz hat ſo vielen Verſtand, daß ich Schonung wenigſtens von Ihnen hoffe, wenn ich keck und frey ſage was ich ſehe; und eben ſo wie Sie, nichts für ſchön und gut halte, als was wahr iſt. Aber Ihren Geiſt müßte ich haben, um mit Ihrem Geiſte zu ſchreiben. Ich müßte ſeyn was Sie ſind; wie Sie, alles erwiſchen was vom innern Menſchen in den äuſſern übergeht, und was aus allem Aeuſſern auf ſein Inneres wirket; wie Sie, mit Ihrem erſten Blicke, treffen; wie Sie, in Ihrem erſten Worte, Gefühl, Darſtellung, Leben, Reflexion, und Wahrheit vereinigen!

Ach wie vieles wird Ihnen, eben dadurch, daß der Schriftſteller immer zu ſehr im Werke

erſcheint, aus der Geſchichte meines Herzens, meiner Denkart, und meines Lebens, beym Anblick dieſes Buches in Erinnerung kommen; und bey Ihnen, und einer andern guten und geliebten Seele, auch alsdann noch oft von mir und für mich ſprechen, wenn ich nicht mehr bin, und wenn in Deutſchland mein Name erloſchen ſeyn wird, wie eine Seifenblaſe.

Hannover den 25. September
1783.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Capitel.

Einleitung und Plan zu dieſem Buche.

Seite.

Wünſche des Verfaſſers = = 1
Erklärung der Begriffe von Einſamkeit und Einſamſeyn = = = 3
Mancherley Gebrauch wird von der Einſamkeit gemacht = = = 3
Einſamkeit wird auch hier in einem nicht ganz einfachen Sinne genommen = 6
Weltlinge verſtehen keinen Einſamen = 9
Geſchichte des Democritus zu Abdera = 10

Wie man in der Einſamkeit faſelt . 11
Lopez 13
Der Weltüberwinder Obereit . . 13
Was Jeſus Chriſtus über Einſamkeit lehret 14
Einige Proben der Denkart des Verfaſſers über Welt und Einſamkeit . 15

Zweites Capitel.
Trieb zur Geſelligkeit.

Seite.

Was iſt in dieſem Triebe recht, und natürlich 18
Was iſt hinzugekünſtelt . . 19
Glückſeligkeit eines liebreichen Umganges 19
Fälle verzeihlicher Ungeſelligkeit . 20
Hang zur Geſelligkeit iſt ein Grundtrieb der Seele 22
Von der Dame im Mausloch . . 22
Drang zur Mittheilſamkeit . . 22
Wohlwollen und Liebe . . . 25
Erkünſtelter Geſelligkeitstrieb aus Leerheit und Langerweile . . . 25

Ein-

Einfluß der Mode auf den Geſelligkeitstrieb 25
Aufnahme dieſes Triebes in Deutſchland 26
Zigeunerclub 27
Myſteriöſe Geſelligkeit 28
Langeweile und ihre ungleichartigen Wirkungen 30
Leibniz ſchrieb des Sonntags in der Kirche nicht die Predigt nach . . 32
Aſſembleen, Bälle, Redouten . . 35
Geiſtesimpotenz und bon ton . . 35
Schmähſucht und Tobak . . . 37
Läſſigkeit in Stiefeln und Sporen . 39
Geſelligkeit und Weltumgang haben ihren wahren groſſen und mannichfaltigen Nutzen 39
Einſamkeit iſt in der höchſten Traurigkeit nur ſelten tröſtend 40
Warum ſind Schafsköpfe in der Welt ſo ſehr willkommen 41
Süſſe Ruhe und ſtille Glückſeligkeit findet ſich nicht bey Viſitenhunger, und im Getümmel der Welt . . . 42

Drittes Capitel.

Trieb zur Einſamkeit.

Seite.

Trieb zur Einſamkeit iſt Streben nach Ruhe und Selbſtgenuß = = 43
Hang für Einſamkeit iſt auch zuweilen Läſſigkeit und Schwäche = = 44
Wie Sehnſucht nach Ruhe und Rückkehr in ſich ſelbſt aus gerechtem Ueberdruß entſtehen = = = = 46
Warum man Ruhe und Freyheit ſuchet 48
Ruhe iſt der Wunſch des Weiſen mitten im Getümmel = = = 49
Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe trieb den P. Scipio aus Rom auf ſein Landhaus, den Cicero nach Tuſculum, und den Horaz nach Tibur = 51
Diocletian legt ſeine Kaiſerkrone ab, um in Salona Kohl zu pflanzen = = 53
Zenobia vergaß den Verluſt eines Thrones zu Tivoli = = = = 54

arl der Fünfte gieng in ein Spaniſches Kloſter = = = = 55
aiſer Kien Long verbindet, mit den erhabenſten Eigenſchaften, einen groſſen Trieb zur Einſamkeit und Ruhe = 56
rieb zur Einſamkeit aus Hypochondrie 59
rieb zur Einſamkeit aus Abneigung gegen die unbilligen und unbehutſamen Urtheile der Menſchen = = 62
)avid Hume = = = = 69
ieſchichte aller Propheten in ihrem Vaterlande = = = = 77
inige Verhaltungsregeln gegen Mitbürger und Landsleute = = = 79
5olon = = = = 82
rieb zur Einſamkeit an Höfen = 82
)ion = = = = = 83
Barnung gegen Menſchenhaß = 84
rieb zur Einſamkeit aus Feindſch[illegible]e= gen alle gute Menſchen = = 85
imon aus der Schweitz = = 87
ucians Timon = = = 87

Trieb zur Einſamkeit aus Verlangen nach dem Umgang der beſten Köpfe und Herzen aller Zeiten = = 90
Für jede ſchöne Seele iſt Einſamkeit das Gegengift der Miſanthropie = 91
Vortheile des Triebes zur Thätigkeit im Stillen = = = = 92
Kaiſer, Könige, und Helden unſerer Zeit ſuchen und lieben die Einſamkeit = 94
Ein Wort von Sansſouci = = 95
Einſamkeit hebt das Herz der Schriftſteller 96
Die größten Männer bilden ſich im Stillen 97
Wieland = = = = 99
Necker = = = = = 100
Trieb zur Einſamkeit aus wahrer Religion 100
Trieb zur Einſamkeit aus Brummerey und Schwärmerey = = = 102
Vorn[illegible] Trieb zur Einſamkeit = 103
Elend[illegible]eggründe zum Kloſterleben überhaupt = = = = 105
Beweggründe zum Kloſterleben in den frühen Zeiten der Mönchserey = 111

weggründe zum Kloſterleben unter der allgemeinen Herrſchaft der Pfaffheit 113
n Wort über den Adel jener ſchönen Zeiten 115
ie man alte Sünden abwäſcht, um neue wieder zu begehen 115
rieb zur Einſamkeit iſt ſehr oft ein Merkzeichen zerrütteter Organen 118

Viertes Capitel.

rieb zur Einſamkeit in den erſten Zeiten der Chriſtlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Seite.
ſtmacht dieſes Triebes in Aſia und Afrika 120
leine Republiken von Einſamen unter den Juden 121
ſſäer 123
herapeuten 125
zyptiſche Früchten aus Samen des [redacted] gelium's 126
ilzſüchtige Phantaſten erſinnen in Egypten eine neue Frömmigkeit 127

Trieb zur Einſamkeit aus Verlangen nach dem Umgang der beſten Köpfe und Herzen aller Zeiten = =
Für jede ſchöne Seele iſt Einſamkeit das Gegengift der Miſanthropie =
Vortheile des Triebes zur Thätigkeit im Stillen = = = = =
Kaiſer, Könige, und Helden unſerer Zeit ſuchen und lieben die Einſamkeit =
Ein Wort von Sansſouci = =
Einſamkeit hebt das Herz der Schriftſteller
Die größten Männer bilden ſich im Stillen
Wieland = = = =
Necker = = = = = I
Trieb zur Einſamkeit aus wahrer Religion I
Trieb zur Einſamkeit aus Brummerey und Schwärmerey = = = I
Vorn[illegible] Trieb zur Einſamkeit = I
Elend[illegible]eggründe zum Kloſterleben überhaupt = = = = I
Beweggründe zum Kloſterleben in den frühen Zeiten der Mönncherey = I

Beweggründe zum Kloſterleben unter der allgemeinen Herrſchaft der Pfaffheit 113
Ein Wort über den Adel jener ſchönen Zeiten 115
Wie man alte Sünden abwäſcht, um neue wieder zu begehen 115
Trieb zur Einſamkeit iſt ſehr oft ein Merkzeichen zerrütteter Organen 118

Viertes Capitel.

Trieb zur Einſamkeit in den erſten Zeiten der Chriſtlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Seite.

Allmacht dieſes Triebes in Aſia und Afrika 120
Kleine Republiken von Einſamen unter den Juden 121
Eſſäer 123
Therapeuten 125
Egyptiſche Früchten aus Samen des [illegible] geliums 126
Milzſüchtige Phantaſten erſinnen in Egypten eine neue Frömmigkeit 127

Wilde

Wilde Schwärmerey der Egyptiſchen Aſceten 129
Eine Art von Aſceten entmannen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch jeden andern ehrlichen Mann = = = 130
Alle dieſe Fratzen Egyptiſcher Philoſophie entſtehen aus Träumen des Plato 131
Vereinigung aller dieſer Grillen mit dem Chriſtenthum = = = 136
Urſprung der chriſtlichen Mönche = 138
Cenobiten und Anachoreten = = 139
Die erſten chriſtlichen Mönche waren Myſtiker, und Myſtik war der erſte Urſprung aller Möncherey = = 140
Paul der erſte Einſiedler = = 141
Philoſophiſche Betrachtungen über das ganze Einſiedlerweſen = = = 143
Lebensgeſchichte des heiligen Antonius = 146
Seine [redacted]warzgallichte und menſchenſcheue [redacted] = = = = 146
Seine Geilheit = = = = 147
Er bewohnt ein Grab = = = 147
Er hat die Epilepſie = = = 148

Er

Er lebt zwanzig Jahre auf einem verwünschten Schlosse = = 148
Wie schrecklich es da in seinem Kopfe rappelte und spükte = = = 149
Aus Langerweile geht Antonius wieder unter Menschen, und nun verläßt ihn seine melankolische Wuth = = 149
Er bevölkert allmählig die Wüsten = 150
Er wird schnackselig = = = 151
Er wird der allgemeine Einsamkeitsprediger, Teufelaustreiber, und Gaßner jener Zeit 151
Ein Wort von Gaßner und Lavater 151. 152
Garderobe des heiligen Antonius 153. 154
Seine Läuse = = = = 154
Seine Tafel = = = = 154
Michel Schuppach wär ein angenehmerer Wirth als der heilige Antonius = 154
Essen und Schlafen hielt dieser beynahe für Sünde = = = = 155
Langeweile des heiligen Antonius = 156
Ihn befällt die Lust sich hinrichten zu lassen 157
Er hat viele unangenehme Besuche = 157

Darum

Darum geht er tiefer hinein in die Wüſte 158
Sein Leben auf dem angenehmen Berge Colzim 158
Höflichkeit der Waldeſel für den heiligen Antonius 159
Noch mehr Beweiſe der Kraft ſeines Glaubens und Gebets 160
Reiſen des Antonius 161
Sein wundervoller Ritterzug nach dem heiligen Paul 163
Betragen des Antonius gegen Ketzer und Philoſophen 165
Weiſe Reden des Antonius 166
Thorheit ſchadet dem Ruhme nicht 169
Antonius beſchleunigt ſeinen Tod beynahe wie Voltaire 169
Sein Teſtament 171
Antonius wird in allen unſern Klöſtern angebetet, und er iſt der oberſte Heilige aller unſerer Myſtiker 171
Sein hohes Leben erzeuget unzählige chriſtliche Sonderlinge und Abentheurer 172
Pachomius der erſte Stifter aller Klöſter in der Chriſtenheit 173

ein aſcetiſches Leben mit Palemon . 174
ein Anachoretenleben . . . 176
us Langerweile ſtiftet Pachomius das erſte Mönchskloſter . . . 177
r iſt der Stifter und Vater aller Congregationen und Mönchsorden . 177
eine Mönche ſind ſtarke und derbe Kerle 178
leidung und Lebensart dieſer heiligen Kerle 179
uhm des Pachomius . . 182
r ſtiftet das erſte Nonnenkloſter . . 183
chreckliche Zankſucht und Weiberwuth in dieſem erſten Nonnenkloſter . 183
iele Mönche ſchneiden ſich aus Melankolie mit Meſſern die Bäuche auf . 184
iele Mönche nehmen ſich das Leben durch Hunger, oder einen Strick, oder durch einen Sprung in Abgründe . 185
onderbare Kloſterzucht des Pachomius . 185
: will daß man nicht allzutugendhaft ſey, und nicht allzuweiſe . . 187
ein Verhalten gegen Ketzer . . 188
eine Wunderkraft . . . 188

Sie sind Nachahmer der Cyniker = 216
Aus Verehrung für den grossen Antonius
schonen sie ihre Läuse = = 216
In Rom kommt jedermann bey der Ankunft
dieser lausichten Philosophen ins Lachen 216
Aber sie finden bald grossen Beyfall bey
den Damen = = = 217
Ihr Lob fliegt bey den Vornehmen von
Mund zu Mund = = = 218
Sogar denkende Köpfe geben ihnen Beyfall 218
Die größten Kirchenväter reissen die Men-
schen stromweise in die Einsamkeit 218
Leben und Charakter des heiligen Chrysosto-
mus = = = = 219
Seine Predigten zur Ehre der Möncherey 221
Mit welcher gewaltigen Beredsamkeit und
Menschenkenntnis, und alles wegreis-
sendem oder niederwerfendem Eifer, der
heilige Hieronymus für den Mönchs-
stand wirkte = = = 225
Versuch über das Leben und den Charakter
dieses grossen Mannes = = 226

Er ist sehr frühe fromm und liederlich 227
Er macht allerley Geniesprünge = 228
Er wählt sich seinen Wohnsitz in Syrien, mitten unter wilden Thieren, Schlangen und Mönchen = = = 227
Er kämpft da, vier Jahre hindurch, gegen unbändige Fleischeslust u. garstige Gedanken 228
Das wilde Anachoretenleben raubt ihm seine Gesundheit = = = 229
Er bezeugt sein Misfallen über dieses unnatürliche Leben = = = 230
Er geht wieder nach Rom, und wird geheimer Sekretär des Pabsts = = 230
Alle Römischen Damen verlieben sich in den heiligen Hieronymus = = 231
Die heilige Marcella nimmt ihn in ihr Haus 231
Wie eine Dame beschaffen seyn mußte, um diesem grossen Heiligen zu gefallen 231
Der heilige Hieronymus hat offenbar bey Mädchen dahin gesehen, wohin man bey den Mädchen nicht sehen muß 232
Niemand hat sich so wie Er beeifert, das

schöne Geschlecht zu frommer Einsamkeit zu bereden = = = 235
Weit und breit in der Welt hat der heilige Hieronymus, wie mein Freund Lavater, die Damen beherrschet = 235
Vielen vornehmen Römerinnen gab Er Unterricht = = = = 235
Er wäre beynahe Pabst geworden durch die Weiber = = = 236
Er überwindet die feuerfängliche Paula durch seine hohe Beredsamkeit = 236
Paula treibet eben diesen Enthusiasmus in ihre Tochter Eustochium = = 239
Hieronymus schreibt, zum Unterricht und zur Stärkung der schönen Eustochium, seinen berühmten Brief über die Festhaltung der Jungferschaft = 239
Nach den damaligen Sitten des christlichen Roms, war Festhaltung der Jungferschaft nicht eine leichte Sache = 240
Der heilige Hieronymus verschreibt der Eustochium eine Jungferndiät = =240

Un=

Unkeuschheit der christlichen Jungfern, Damen, und Weiber in Rom = 241
Lieben müsse zwar der Mensch immer etwas. 243
Woran eine Jungfer nicht denken dürfe 244
Welche Mönche und Anachoreten aus Egypten die Weiber verführen = = 244
Eine Jungfer müsse immer fliehen vor geistlichen Schurken = = = 245
Beschreibung dieser Schurken = = 246
Alte Jungfern fallen oft in schreckliche Gefahren kurz vor ihrem Tode = 247
Wie Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen mit vornehmen Römischen Damen sprechen 247
Eine fürchterliche Weiberepidemie entstehet in Rom, weil man glaubt dieser Brief an die Eustochium sey eine Satire = 248
Geschichte dieser Weiberepidemie, und aller Weiberepidemien, die wegen einer Satire entstehen = = = 248
Viele liederliche Damen von hohem Stande schreyen, ihre Portraite seyen in diesem Briefe = = = = 258

An ſolche ſtarke Wahrheiten war man in Rom gar nicht gewohnt = = 249
Alle Gecken, Halbköpfe, Idioten, und Wahrheitshäſſer ſchlagen ſich, wie bey allen ſolchen Epidemien, zur Partey der Damen = = = = 251
Alle ſchreyen, man müſſe den Hieronymus durch den Profos aus der Stadt jagen, weil er ſich unterſtehe vornehmen Leuten die Wahrheit zu ſagen = 251
Sogar die heilige Marcella wird dem Hieronymus böſe = = = 252
Bonaſus, auf Deutſch ein Auerochs, ſchreibt gegen den Hieronymus ein witziges Blatt, zur Vertheidigung der Dameu 253
Die Römiſchen Damen trippeln und hüpfen frohlockend umher, mit dieſem witzigen Blatte in der Hand = 253
Hieronymus ſcalpirt den Bonaſus durch ein ſtachelichtes Brieflein = 253
Alle Weiber, ſamt ihren Gehülfen, werden mauſeſtill, nach dieſem Brieflein an den Bonaſus = = = = 255

Hieronymus und Paula entſchlieſſen ſich Rom zu verlaſſen = = 255
Hieronymus geht nach dem Orient = 256
Paula, und viele heilige Jungfrauen, folgen ihm nach = = = 256
Geſchichte dieſer heiligen Zigeunerreiſe = 256
An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus geht Paula nach Egypten = 257
Paula hat groſſe Luſt, mit ihren heiligen Jungfrauen, unter den borſtigen Liebeseinſamen Egyptens zu leben und zu ſterben 258
Aber ihr geiſtlicher Vater Hieronymus behält ſie für ſich in Bethlehem = 258
Ueppiges Leben in Jeruſalem vor vierzehnhundert Jahren = = = 259
Hieronymus bewohnet auſſerhalb des Dorfes Bethlehem eine Celle = = 259
Sein Ruhm fliegt aus dieſer Celle durch die ganze Welt = = = 260
In der ganzen Chriſtenheit iſt man aufmerkſam auf ſeine Lehren = = 260
Niemand komte wieder aufſtehen, den Er

durch ſeine gewaltige Feder zu Boden ſchlug = = = = 260
Hieronymus war nie ſo ſtolz und nie ſo hochfahrend, als wenn es auf Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf ſeine Briefe nicht antwortete = 260
Er hatte etwas bitteres, verdrüßliches, und ſauertöpfiſches in ſeinem ganzen Charakter = = = = 261
Er war, zum Erſtaunen, neidiſch = 261
Ohne Leidenſchaft ſprach niemand für ihn, oder wider ihn = = = 262
Er tödtete mit ſeiner Feder = = 262
Er vertrug keinen Widerſpruch, und war ein grimmiger Verfolger = = 262
Er verwandte für den Mönchsſtand alle Macht ſeiner Feder, allen ſeinen Eifer, und alle Blitze ſeiner Beredſamkeit = 263
Er ſchrieb mit glühender Heftigkeit für das Mönchsleben und den eheloſen Stand 264
Paula ſtiftet vier Klöſter in Bethlehem 264
Sie bleibt in ihrem Kloſter noch immer Weib 265

Nonnen

Nonnen vom erſten, zweiten und dritten Range zu Bethlehem = = 265
Wie Paula dafür ſorgte, daß der Teufel durch fleiſchliche Begierden ſich bey ihren Nonnen nicht einniſte = 265
Wie Paula in der Liebe des Himmels zu Bethlehem lebte und ſtarb = 266
Euſtochium wird nach ihrer Mutter Tode Domina in Bethlehem = = 268
Hieronymus ſchreibt aus ſeiner Celle daſelbſt noch immer vortrefliche Keuſchheitsregeln für die guten Damen in Rom 268
Sein Brief an die Läta = = 269
Keuſchheitsrecepte für junge Mittwen = 271
Nichts brachte den heiligen Hieronymus, weil er ſelbſt war liederlich geweſen, ſchrecklicher in Harniſch als Liederlichkeit 272
Eine ſchändliche Liebesgeſchichte entſtehet zu Bethlehem in einem Nonnenkloſter 272
Hieronymus donnert gegen den Nonnenverführer eine fürchterliche Strafpredigt 274
Er wecket, mit gleicher Kraft, gläubige Gemüther zur Einſamkeit, und zur Mönncherey 277

Er will, daß man auf seinen Vater trete, und doch mit trockenen Augen in die Wüste gehe = = = 278
Er warnt vor Damen, die gerne geistliche Söhne annehmen = = = 279
Etwas von Mamma von Warens, und ihrem geistlichen Sohne Johann Jacob Rouſſeau = = = = 279
Hieronymus erzählt mit der größten Naivheit die geheime Geſchichte anachoretiſcher Heucheley = = = 280
Er giebt Vorſchläge zur Heilung unzüchtiger Gedanken = = = 281
Beſchluß dieſer Züge aus dem Leben des heiligen Hieronymus = = 282
Groſſe Wirkung von Allem, was Hieronymus ſagte, lehrte und that, bey der ganzen Catholiſchen Kirche = 282
Aus Ehrgeitz griff man itzt nach Kutten wie nach Kronen = = 283
Biſchöfe und Geiſtliche werden allenthalben aus dem Mönchsſtande gewählet 283

Dummer Mönchsglaube wird der allgemeine Glaube der Christenheit = 284
Egypten zählte beynahe so viele Mönche in den Wüsten als Menschen in den Städten 285
Urtheil des größten und geschmakvollsten philosophischen Geschichtschreibers unserer Zeit über diesen allgemeinen Hang zur Einsiedeley und Möncherey = 286
Anachoretischer Wahnwitz Simeons des Säulenheiligen = = = 299
Werth der Einsamen aus den ersten Jahrhunderten der Christlichen Kirche, verglichen, mit dem Werth der Einsamen unter den Heiden von Asien = , 293
Fo, ein närrischer Kerl, hat viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius, und noch mehr mit unsern Mystikern = 294
Schamloses anachoretisches, mystisches, und cenobitisches Zigeunergesindel, unter den Heiden und Muhammedanern von Indien = , = 296
Indianischer Klostergeist = = 297

Anachoreten, die in hohlen Bäumen wohnen 297
Abscheulich grosse anachoretische Tugenden der Indianischen Mystiker und Heiligen 298
Falschheit dieser Tugenden = = 303
Mystik der Perser = = = 304
Mitwirkung der physischen Ursachen bey diesem allgemeinen Triebe zur Einsamkeit und Mystik in warmen Ländern = 305
Clima von Egypten = = = 305
Das köstliche Nichtsthun hält man für die gröβte Glückseligkeit in warmen Ländern 307
Neigung der Egypter zum Trübsinn und zur Melankolie = = = 307
Zeichen und Wirkungen der Melankolie 308
Menschenflucht aus Abscheu für Welt und Leben 309
Es gab auch in neuern Zeiten eine unzählbare Menge von Melankolikern in Egypten 310
Physische Ursachen hatten also allerdings einen grossen Einfluß auf den Trieb zur Möncherey in den ersten Zeiten der Christenheit = = = 311
Die Egypter waren vorzüglich durch ihre Derbheit geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes 312

Muhammeds Cleriſey hat anitzt noch in Egypten manche Aehnlichkeit mit jenem chriſtlichen, hagern und zänkiſchen Mönchsſchwarm = = = 313
Muhammedaniſche Weltüberwinder = 316
Die neuern Weltüberwinder von Egypten, ſind eben ſo geil, wie vormals die chriſtlichen Weltüberwinder = 316
Sonnenhitze und Temperement haben einen groſſen Einfluß auf die Religion = 317
Warum man dem Pabſt den Pantoffel küßt 318
Verſchiedenheiten zwiſchen den Indianiſchen und Egyptiſchen Heiligen und Einſamen 319
Lehre des Fo = = = = 320
Auſſerordentliche Heftigkeit der Imagination bey den Indianern = = 322
Solches Feuer bey ſolcher Trägheit widerſpricht ſich nicht = = = 323
Wie die äuſſerſte Stärke aus der äuſſerſten Schwachheit entſtehet = = 325
Narrheit gab den chriſtlichen Mönchen und Anachoreten dann auch groſſentheils ihre hochgelobte Kraftdauer = = 326

Sanct Obereit iſt entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verſchweigt überall Alles, was ihn widerlegt 327
Mönche und Einſiedler verbergen ihre Kränklichkeit aus Eitelkeit und Heucheley 327
Kränklichkeit des heiligen Pachomius 327
Kränklichkeit des heiligen Hieronymus 329
Kränklichkeit des heiligen Baſilius 329
Kränklichkeit des H. Gregorius von Nazianz 331
Kränklichkeit des heiligen Chryſoſtomus 332
Kränklichkeit des Palladius 332
Der kerngeſunde u. darum ſo hochmüthige Obereit läugnet dieſe Kränklichkeit, und erhält vorläufig ein Paar unſanfte Hiebe für ſeinen elenden Witz, und ſchalen Spott 334
Einfluß der Regierungsform auf den Trieb zur Einſamkeit 335
Aus Abſcheu für die Tyranney verlieſſen die alten Philoſophen die Städte 336
Das gröſte unter allen Glücksgütern iſt Freyheit 338

Ueber

Ueber

die Einſamkeit.

Erſtes Capitel.

Einleitung und Plan zu dieſem Buche.

In dieſem unruhvollen Leben, unter dem Zwang der Geſchäfte und der Pflichten, in Feſſeln der Welt und am Abend meiner Tage, möchte ich noch Schatten verſchwundener Freude hervorrufen; ach nur Schatten aus jenen Tagen mei-

von allem, was das Herz bedarf, wenn es ungern alleine ist, bleibt nichts übrig als sich mit seinen eigenen Vorstellungen zu beschäftigen, so gut man kann. Jeder Mensch nimmt eine ihm eigene Richtung, wenn er sich in völliger Freyheit sieht, seiner Laune zu folgen. Mancher vergnüget sich bey dem Gesange der Nachtigallen, mancher mag nichts hören, als Eulen und Uhus. Manchem ekelt vor euerm Visitenwesen; er sitzt aus Langerweile zu Hause, und schreibt ein Buch, oder fängt Fliegen.

Das arme Herz hängt sich immer an etwas, das ihm mehr Vergnügen macht, als etwa sonst seine Lage ihm darbietet. Ich kam einst in das Magdalenenkloster zu Hildesheim, und fand mit Erstaunen eine Hecke von Kanarienvögeln in der Celle einer Nonne. Ein Brabandischer Edelmann lebte in Brüssel fünf und zwanzig Jahre in seinem Hause dadurch gesund und glücklich, daß er sich ein vortreffliches Cabinet von Gemählden und Kupferstichen sammelte; aber sein Haus verließ er nie,

weil

weil er fürchtete, ſich zu verkälten, und weil er gegen alles Frauenzimmer eine Antipathie hatte, wie gewiſſe Leute gegen Mäuſe.

In Gefängniſſen auf immer ihrer Freyheit beraubte Menſchen leben zwar in einer gezwungenen Einſamkeit, in welcher ſich dann doch jeder, wenn er kann, immer den Vorſtellungen überläßt, die ihm das meiſte Vergnügen machen. Der Genfer Philoſoph Micheli du Cret maß auf der Veſtung Aarburg, im Canton Bern in der Schweitz, die Höhe der Alpen; der Baron Trenck beſchäftigte ſich auf der Citadelle in Magdeburg mit Projekten, ſich in Freyheit zu ſetzen, und der General Walrave ſuchte ebendaſelbſt ſeinen Zeitvertreib mit Hühnern.

Ein Buch über die Einſamkeit kann von dieſem allem handeln, und nicht viel ſagen, das zur Sache gehöret. Ich habe nicht oft meinen Hauptzweck aus dem Auge verlohren, wenn auch nicht jeder in allem, was ich ſagen werde, mei-

nen Hauptzweck sieht. Man wird wenigstens aus einer nicht geringen Anzahl von Beobachtungen und Thatsachen mit ziemlicher Zuverlässigkeit sehen und schliessen können, was Einsamkeit wirket, was sie gegen sich hat, und wozu sie gut ist.

Einsamkeit heißt bey mir nicht immer völlige Entfernung von der Welt und wahres Eremitenleben. Zuweilen verstehe ich auch dadurch den Aufenthalt eines Klosters, oder einer kleinen Stadt; zuweilen die Studirstube eines Gelehrten; zuweilen auch nur die stundenlange oder tagelange Entfernung aus dem Getümmel. Dieß alles gehöret in meinen Plan. Zuerst suche ich woher es komme, daß man so gerne in Gesellschaft läuft; sodann, warum man zuweilen so hartsinnig alle Gesellschaft flieht, und wie man aus mancherley Beweggründen, auch unter falschem Vorwand, auch aus Enthusiasmus und Naturtrieb, in die Einsamkeit geht. Dann, was in mancherley Gesichtspunkten nachtheiliges für die Seele aus der Entfernung von der Welt entsteht;

endlich, wann und wie es für Geiſt und Herz gut ſey, alleine zu leben. Dieß iſt der ganze Inhalt dieſer Schrift. Hätte ich für Eremiten ſchreiben wollen, ſo würde ich ſagen, ich ſchreibe über das Eremitenleben; da ich aber für Menſchen ſchreibe, und Nachtheil und Gewinn eines abgeſonderten Lebens ſo menſchlich berechnen möchte, als ich nur kann, ſo heißt dieß wol Einſamkeit.

Einſam iſt man zuweilen auch da, wo man nicht alleine iſt, wenn man ſich nur ganz ſeinen eigenen Vorſtellungen überläßt. Einſam iſt eine in allen Vorurtheilen einer alten deutſchen Burg erzogene Dame in jeder Geſellſchaft, wo niemand ſechszehn Quartiere hat, als ſie. Einſam iſt ein denkender Kopf an mancher vornehmen Tafel. Mitten unter einer groſſen Verſammlung von Menſchen können wir eben ſo abweſend ſeyn von allem, was uns umgiebt, eben ſo ſehr durch unſere Gedanken in uns ſelbſt gezogen, und eben ſo einſam als ein Mönch in ſeiner Celle, oder ein

Eremit in seiner Höhle. Man kann einsam seyn in seinem Hause, nahe bey dem größten Menschengewühl, wie in der Todtenstille einer kleinen Stadt; in London und Paris, wie in der Wüste von Thebais und Nitrien.

Ein Buch über den Werth der Einsamkeit deucht mir ein nicht unbeträchtlicher Beytrag zu einer praktischen Untersuchung über menschliche Glückseligkeit. Je weniger der Mensch bedarf; und je emsiger er sich bestrebet, in sich selbst Quellen von Vergnügen zu entdecken: desto leichter sondert er sich von andern Menschen ab, und desto gewisser findet er wahres Glück. Alle Vergnügungen der grossen Welt scheinen darum eigentlich des Neides nicht werth, mit dem man sie beehret. Aber auch alle die berühmten Systeme von gänzlicher Flucht aus der Welt fallen als Lebensregel in Trümmer, wenn man bedenket, daß es zwar edel ist, sich unabhängig von den meisten Menschen zu machen, um doch zuweilen abseite gehen zu können; aber gewiß eben so gut,

daß

daß man auch zwiſchen durch geſellig und freundlich mit allen lebe.

Weltgenuß und Selbſtgenuß ſtehen freilich ſehr weit auseinander. Der Weltling verachtet den Elenden, der ſich einbildet, man ſey auch wol glücklich auſſerhalb ſeiner Welt. Wie würde er wüten, wenn jemand ſagte, die niedrigſte Art des Umganges finde man am meiſten in groſſer Geſellſchaft; oder wenn jemand gar behauptete, daß man auch wol zuweilen bey Hofe gähnt! Viele Menſchen begreifen nie, warum man ungern ausgeht, oder für leere Beſuche nie zu Hauſe iſt, weil ſie nicht begreifen, daß es Menſchen giebt, die nie recht glücklich ſind, als wenn man ſie alleine läßt; der Mann iſt melancholiſch, ſagen ſie, man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht beſuchen. Widerſetzet er ſich aber dieſem Beſuchszwang, zeiget er dem Unglaubigſten, wie wohl ihm iſt, wenn er niemand ſieht, ſo geht es ihm dann freilich in mancher Stadt und in man-

chem Lande, wie dem Democritus bey den Abderiten.

Der hochedle und hochweise Magistrat der kleinen Stadt Abdera in Thracien schickte eiligst zu dem Hippocrates, mit dem Berichte, ihr Mitbürger, der Philosoph Democritus, sey wahnwitzig; er vergesse den Werth der Welt; er sey alleine bey Tag und bey Nacht; er verirre sich in waldigten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche; er verlache die Abderiten, ihre Geschäfte, ihre Sitten, ihren Witz und ihre Clubs; er verachte alles in der Welt, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey. Hippocrates kam nach Abdera, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn beschäftiget mit der Zergliederung einiger Thiere und mit einer Abhandlung über den Wahnwitz. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibst gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit!

Alle

Alle Vortheile der Einſamkeit giebt man auch wol gerne zu, und hält dann doch ſinnliches Vergnügen für des Menſchen erſte Pflicht. Wir ſind doch in Wahrheit, dem Himmel ſey es gedankt, da, um geſellig zu ſeyn; und wer wollte nicht lieber den ganzen Abend ſpielen, als wie ein Thor zu Hauſe ſitzen und nichts thun, als leſen und ſchreiben? Alte müſſige Matronen haſſen darum die Einſamkeit wie den Tod, und jappen nach Viſiten und Aſſembleen, wie auf den Strand geworfene Fiſche nach Waſſer.

Aber die Archive der Menſchheit zeigen doch, wie man auch in der Einſamkeit faſelt, und in derſelben zuletzt allen menſchlichen Gefühlen entſagt. Mancher Mönch liebet ſein Kloſter, weil er denkt, Gott höre und ſehe in der Welt nichts ſo gerne, als wie er ſeine Horas ſingt und ſeine Schußgebete murmelt. Ein Eremit trotzet Welt und Menſchen in der ſanften Geſellſchaft von Schlangen und wilden Thieren. Der Europäiſche Theoſoph glaubt, er habe auf Erden das äuſſerſte

ver-

verrichtet, wenn er die ganze Religion in müssige, spielende, romanhafte Empfindung verwandelt, in seinen Verzückungen wähnt, er sey mit der Gottheit innigst vereinigt, und davon seyn seine Träume die Probe. Sein Bruder sitzt in Indoustan mit solcher Ueberzeugung nackt in einem Aschenhaufen, krümmt Hände und Füsse über einander, verdreht die Augen, und lauert in der fürchterlichen Sonnenhitze auf die inwendige Erleuchtung. Heiter und froh wie in einem Flamändischen Wirthshause, denkt sich vielleicht mancher deutsche Mystiker, mit einem guten Glas Rheinwein in der Hand, Egyptens Anachoreten; und sieht dann in der Thebaischen Wüste das neue Jerusalem, und in den Reden ihrer schwarzgallichten Bewohner die feinsten Kapuzinerschwänke.

Wahn und Selbstbetrug herrschen hier wie überall, vom felsenfesten Schwärmer an bis zur stolzen Schulphilosophie. Wir irren lange im Dunkeln, und sehen nach immerwährender Beobachtung, nach immer bescheidenern Schlüssen,

nach

nach tausend durchwanderten Labirinthen, fast immer zu spät durch das sanfte Licht der Vernunft den schmalen Pfad der Wahrheit.

Lopez, den Molinos einen Seraph im Fleische nennt, kam durch Einsamkeit und Mystik so weit, daß er alle Menschen für unbeseelte Körper hielt, in Mexico Teufel sah, und zuletzt in der heiligsten Abgestorbenheit fühllos blieb wie ein Stein, da er vermuthen konnte, sein Vater sterbe eben in einem brennenden Hause.

Ein grosser Apostel der Einsamkeit und Mystik, der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, hatte eben seine äusserst von ihm geliebte, sehr liebenswerthe, und sehr vortrefliche Gemahlinn verlohren, als er auf die Stube eines seiner Freunde in Zürich mit entsetzlichem Gelächter stürzte und schrie: denken sie doch, denken sie doch, ich besaß meine Frau just zweymal so viel Tage lang, als viele Jahre ich in sie verliebt war; und lachte

dabey

dann noch etwa hie und da ein Trauriger Troſt bey mir findet. Wenn über manche Stelle der Hypochondriſt im Greuel ſeiner Verdauung mich ſegnet; und zumal, wenn ich den guten Leuten auf dem Lande begreiflich mache, wie bald jede Quelle von Freude in den Städten verſiegt; wie man auch mitten unter wilder Luſtigkeit eiskalt durch unſere Tanzſäle hinhüpft; wie erbärmlich und wie früh alle unſere falſchen Vergnügungen zerplatzen; wie liebenswürdig hingegen das Landleben iſt; wie leicht man da Müßiggang und Langeweile vertreibt; welche ruhige und heitere Gefühle, welchen Frieden, welche Glückſeligkeit jeder Blick ins Grüne gewähret, und beym Niedergang der Sonne das Heimgehen der Heerden; wie jeder Tritt in wilde und furchtbar erhabene Gegenden, jede Ausſicht auf die einſamen Wohnungen froher Menſchen, die Seele entzücket; wie viel fröhlicher derjenige ſeine Zeit hinbringt, der ſelbſt ſein Heu einerndtet, als jener dort am Spieltiſche; und wie viel glücklicher man auch in Kummer und Betrübniß hier am ſtillen Waſſer iſt,

als dort mit froſtigem Lächeln und einem Herzen voll Sorge an der Tafel bey Hofe.

Vieles, das die Welt hoch ſchätzet, wird der Einſame verachten; vieles, das die Welt verachtet, wird ſich für ihn veredeln; und gewiß auch treibe ich in manche Bruſt mehr Kraft gegen das feine Gift der Sinnlichkeit, wenn es mir nur gelingt, meine Gefühle auszudrücken, und wenn nur die Hoffnung mich nicht zu oft verläßt, es werden doch einige gute Menſchen in der Welt mich verſtehen.

liegt eine Wollust, die auch der hartsinnigste Einsiedler fühlet. Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz sucht ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne Rücksicht auf Menschen, machten unsere meisten Kenntnisse, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und so ist auch mitten im glänzendsten Menschengewühl alles dürr, frostig, öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.

Entsagst du aber auch nur dem Wahnsinn der Vergnügungssucht, so heissest du deswegen schon menschenscheu. Bist du voll eines geheimen Triebes zu irgend einem grossen Zweck, der sich nur in der Stille ausführen läßt, und hassest darum den Wistenschnack und seine Leerheit, so nennet man dich ungesellig. Fliehst du die Welt, vielleicht auch nur in kleinmüthiger Niedergeschlagenheit,

heit, die immer alles ſchlimmer zeigt, als es iſt; oder entſagſt du allem Umgang in unglücklicher Liebe, weil dich nichts mehr locket, weil dir nichts mehr winket, weil dich nichts mehr reizt, nichts mehr befriedigt, niemand mehr verſteht; weil von allem, was du denkſt, thuſt und genieſſeſt, nichts mehr Bezug hat auf ein einziges Weſen, ſo nennet man dich toll. Du würdeſt der Welt auch nicht entſagen, wenn du immer ein Herz fändeſt für dein Herz; und wenn es dir nicht gienge, wie einer Dame, die mir erzählet hat, es ſey ihr in ihrem ſechsten Jahre von ihrem Vormunde eine vortrefliche Puppe geſchenket worden; der Vormund wollte die Wirkung ſeines Geſchenkes bey dem Kinde ſehen; als er eben hinkam, hatte ſie die Puppe ins Feuer geſchmiſſen. Kind, warum thuſt du das, fragte der Vormund? Das Kind erwiederte weinend: ich ſagte der Puppe, daß ich ſie lieb habe, und ſie antwortete mir nicht.

Aus ſolchen und vielen andern Urſachen iſt

oder ſcheint man zuweilen ungeſellig; aber man müßte wild ſeyn, um gänzlich menſchenſcheu zu ſeyn.

Hang zur Geſelligkeit iſt ein Grundtrieb der Seele, ſo gerne ſich auch wol ſeine Richtung verändert. Eine vornehme Dame ſagte: in meinem unverheuratheten Stande dachte ich immer: ach hätte ich nur einen Mann, ich wollte mit ihm in einem Mausloch leben; aber wie bald vergieng mir dieſer Rauſch! Dieſe gute Dame fühlte in ihrem jungfräulichen Stande blos den Trieb zur Vereinigung mit einem männlichen Weſen; und kaum war dieſer Trieb durch ihre Vermählung befriedigt, ſo mußte ſie ſchon gähnen, wenn ſie zu ſeufzen glaubte, und die Trübſalen der Langenweile verfolgten ſie bis in ihr Mausloch.

Triebe, die man äuſſert, und Triebe, die man verheelet, unſere natürlichſten und unläugbarſten Bedürfniſſe, rufen allerwärts zur Mittheilſamkeit. Wir beſehen doch alle insgeſamt einen

Men-

Menſchen, der uns nahe kömmt, ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich ſey, uns einzuhaken. Wie emſig ſuchen wir ein liebendes Geſchöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns wenigſtens gefälliger anhöre, als andere, das uns doch auch in manchem beſſer verſtehe, das doch etwas mehr als das blos Alltägliche auf uns wirke, und auf das wir auch mehr wirken. Nicht immer laſſen die Umſtände uns ganz nach unſerm Geſchmacke, ganz nach allen Bedürfniſſen unſers Geiſtes und unſers Herzens wählen. Aber Drang zur Mittheilſamkeit, und Langeweile räumen alle Bedenklichkeiten weg; und manche Landdame denkt dann vielleicht in der Verzweifelung, wie eine Köchinn in Hannover, der man einige Erinnerungen gegen die heilloſe Menge ihrer Bräutigamme machte, und die darauf ſehr treffend erwiederte: ein Mädchen muß einen Freund haben, und wenn es auch ein Zaunpfahl wäre.

Manche gute Seele mag nicht gehen, wenn

niemand ihren Gang höret; aber wenn du gerne ihre Schritte belauſcheſt, wenn du ihrem Lebensgange folgeſt, ſo umarmet ſie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht Alles um Liebe? Unſer Daſeyn wollen wir nicht nur in uns ſelbſt fühlen, ſondern auch in einem Gegenſtande auſſer uns. Hienge darum an einem weiblichen Herzen kein ander Herz, und näherte ſich dann demſelben etwa eine männliche Seele, und ſie giengen zuſammen einſam, ohne ſich doch nahe zu ſeyn, und niemand belauſchte ſie, und alles wäre ſtille in der ganzen Natur umher, wie leicht entſtünde dann auch in dieſer weiblichen Seele der Wunſch: ach wenn du doch in deinem Herzen einen Gedanken hätteſt, den du niemand in der Welt mittheilen möchteſt, als mir!

Keime der Liebe entſtehen zuweilen aus Empfindungen einer Seele, die mit ihren Trieben nichts anzufangen weiß, und lebhaft fühlet, daß es nicht gut iſt, alleine zu ſeyn.

Güte,

Güte, Wohlwollen, Neigung zur Mittheilsamkeit und Liebe, der daher so natürlich entstehende Trieb zu häuslicher oder vertrauter Geselligkeit, dieses beynahe unzerstörbare Verlangen, mit andern Wesen zu leben; Begriffe, Freude, Leid mit einander zu theilen; Herz an Herz zu schmiegen, sich in ihm zu fühlen, es in uns: dieß reisset und treibt den Menschen aus sich heraus. Hat er auch diese lebhafte Kraft der Seele nicht; ist er wenig oder nichts durch sich selbst; und zieht er andere auch nicht zu sich: so wird er doch durch andere gezogen.

Aber der erkünstelte Geselligkeitstrieb verwischet auch oft alle Fähigkeit zum Selbstumgange. Nur tagelange Entfernung von der Welt scheint dem Menschen alsdann Entfernung von allen Vergnügungen, weil er in sich selbst kein Vergnügen hat und findet. Er sucht seine einzige Hülfe bey der Welt und in einem Kreise von Belustigungen, und jede andere Quelle des Vergnügens wird angeekelt. Umgang und Zerstreuung sollen alsdann

alles gewähren, was eigener Umgang versagt. Aber dann wird der Geist auch stumpf für jede stille Freude des Lebens, und jeden Reiz der Einsamkeit. Wer also sich selbst nichts geben kann, weil er leider nichts hat, seufzt und gähnt nach Umgang und Geselligkeit.

Alles um uns her begünstigt diesen Trieb. Deutschland, zum Exempel, war vielleicht nie so gesellig, wie itzt. Alle Zerstreuungen der grossen Welt werden in allen niedrigen Ständen nachgeäffet. Allgemein wird die Zeit verschwendet. Mancher, der durch sich selbst nichts ist, hängt sich an andere, um nur durch sich selbst nichts thun zu müssen. Alleine stehen ist, wie alleine leben, in Deutschland itzt Schande.

Kinder, die kaum gehen können, beuget man schon unter die Etikette des Visitenwesens. Sie müssen sich melden lassen, man läßt sich bey ihnen melden; diese arme kleine Marionettenwelt giebt schon Assembleen und Grandkaffees. In

unsern

unſern gröſsten Städten lebt man eben ſo zerſtreut, wie in London und Paris; und nach der Rangordnung abwärts, thut es die kleinere Stadt immer der gröſsern, und die ärmere immer der reichern nach. In ganz kleinen deutſchen Neſtern, die man gar nicht Städte nennen ſollte, hat man nun allenthalben wenigſtens eine Aſſemblee und einen Club. Auf die Aſſembleen kommen die Damen des Nachmittags um zwey Uhr, trinken dann Kaffee, und erzählen ſich bis vier Uhr das Neue der Stadt; und von vier bis acht ſpielen ſie um drey Pfennige.

Die Zigeuner ſogar habn in einer groſſen und reichen Provinz des nördlichen Deutſchlands einen Club. Sie verſammlen ſich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Tobak, und verzehren da, was ſie die Woche hindurch in der Provinz ſtehlen oder erbetteln. Der hochadeliche Beſitzer der Mühle duldet dieſen Zigeunerclub. Erſtlich aus Politik, damit er nicht beſtohlen werde; und zweitens aus Neugier, damit er auf dieſe Weiſe

jede

jede Woche durch seinen Müller alle Neuigkeiten des Landes erfahre.

Vorzüglich unterscheidet sich Deutschland in unserer Zeit durch Verbindungen gesellschaftlicher Art, welche die Menschen noch weit näher und fester zusammenknüpfen. Männerchen kommen dadurch mit Männern, und Leute ohne alle Bedeutung mit Herren von der größten Bedeutung in Connexion; und von der entferntesten Grenze Deutschlands zur andern geschehen Wunder der Geselligkeit durch Mysterien. Jeder Eingeweihte wirket im Stillen, wenn er nicht zu faul ist, für Alle; Hunderttausende stehen unsichtbar für Einen Mann. Wieder in mannichfaltige geheime Orden von anderer Art, und ebenfalls sehr geselligem und freundlichem Zwecke treten itzt unsere Jünglinge; in welchen abermals, an seinem Orte wenigstens, Einer Alles für alle ist, und alle Alles für Einen.

Grosse

Grosse Kräfte entstehen aus diesen Verbindungen. Alle wirken grössere Geselligkeit: alle vereinigen grosse Wirksamkeit zu einem Zweck. Aber alle diese Beweggründe zur äusserſten Thätigkeit im geselligen Leben, der lauteste Ruf zur Tugend auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen, die Einprägung jeder bürgerlichen und geselligen Pflicht durch Gesetze, Moral, mysteriöse Weisheit, Religion, Alles, was den Menschen über den Menschen erheben soll; dieß alles wirket noch nicht genug, wenn man nur immer Blumen auf seinen Wegen antreffen, und immer erndten will, ehe man gesäet hat. Immer verfällt der Mensch in leere Luft, oder auf Flitterstaat und Nebendinge, immer will er, was der Gesetzgeber nicht wollte, und so scheitern die größten Absichten aller Menschenführer.

Ach, man dreschet überall und in allen Dingen viel leeres Stroh. Alles, was wir treiben und thun, unser Sitzen und Laufen, Wirken und Unterhandeln, hat doch oft am Ende keine andere

dere Triebfeder, als die Furcht vor La
weile!

Langeweile iſt eine Peſt, der man in
ſellſchaft zu entgehen ſucht; und die ma
Unglücklichen nirgends ſchneller befällt, a
Geſellſchaft. Sie iſt ein Verſinken der
in Leerheit, eine Vernichtung aller un
Wirkſamkeit und aller unſerer Kraft, eine
mächtige Schwerigkeit, Trägheit, Müdig
Schläfrigkeit und Unluſt; und, welches
ſchlimmſte von allem iſt, eine oft mit der
ten Höflichkeit an uns ausgeübte Meuchel
derey unſers Verſtandes und jeder angenet
Empfindung. Alles Hervorſtreben in irgen
nem Menſchen, das ganze Triebwerk ſ
Geiſtes und ſeines Herzens, wird durch La
weile, die er hat, oder die man ihm m
zerdrückt und gehemmt. Durch Langeweile
ſtummet und vergeht man in bunter Re
an der prächtigſten Tafel; und indem
ohnmächtig ſeine Ohren nach allem hinſt

und allem preis giebt, was man höret, kömmt man eben dadurch selbst um alle Gedanken.

Langeweile hat man, sobald als man sich gezwungen sieht, lange an einem Orte zu sitzen, wo von nichts gesprochen wird, als von Dingen, die gar nicht werth sind, daß man sie wisse; oder sobald uns selbst jemand auf dem Halse sitzt, mit dem wir von nichts sprechen können, als von Dingen, die uns gar nicht interessiren. Der schwatzselige Langeweilemacher glühet vor Vergnügen, indem er eine ganze Gesellschaft um sich her durch Langeweile foltert. Er ist unaussprechlich glücklich bey dieser Ergiessung, weil er gar nicht weiß und fühlt, daß er jeden Menschen in Langeweile ersäufet, mit dem er sich auf ein paar Stunden nach Herzenslust unterhält.

Gnädige Damen, die immer schnacken, und immer in Wonne schwimmen, indem man, mit dem gnädigen Wohlnehmen, zerbersten möchte von ihrem Schnack; jedes andere plauderhafte Geschöpf;

schöpf; jedes Geschäfte, jedes Buch, jede Rede, wobey die Seele ohne Interesse und Thätigkeit bleibt, ist langweilig. Der Bediente des grossen Leibnitz behauptete durch ganz Hannover, sein Herr schreibe des Sonntags in der Kirche immer die Predigt nach. Aber wahrscheinlich schrieb Leibnitz in der Kirche nur auf, was ihm aus dem unermeßlichen Vorrath seiner Ideen etwa einfiel, wenn Er, mit Erlaubniß zu sagen, da ab und zu ein wenig Langeweile hatte.

Langeweile ist eine Hauptursache des Triebes zur Geselligkeit; denn alle Menschen sind ihr unterworfen, wie dem Schnupfen und dem Husten.

Langeweile und Ekel vor sich selbst treibt die meisten in Gesellschaft, und einige treibt Ekel vor Gesellschaft in die Einsamkeit. Ein müssiger Kopf hat am meisten Langeweile im Umgange mit sich selbst; einen thätigen Kopf foltert Langeweile in jeder Stunde und in jedem Augenblick, da man ihm seine Thätigkeit hemmt. Jener, der mit sich

selbst

elbſt nie zu leben weiß, ſucht darum ſein Vergnügen immer auſſer ſich; und dieſer ſuchet gerne ſein Vergnügen in ſich ſelbſt, wenn er es im Umgange oft geſucht hat, und nicht fand.

Leere Köpfe haben Langeweile aus Ekel gegen alles, was verſtändige Köpfe intereſſirt; aber zu ihrem Glücke führen in groſſen Geſellſchaften leere Köpfe faſt immer das groſſe Wort.

Verſtändige Köpfe haben in groſſer Geſellſchaft Langeweile aus Ekel vor allem, was leere Köpfe ausgieſſen; überhaupt aus Ekel vor allem, was lang und leer und auf keine Weiſe wiſſenswerth iſt, nicht intereſſirt, nichts zu denken giebt, nicht rührt, nicht gefällt. Leere Köpfe laben ſich an Leerheit; verſtändigen Köpfen vergeht Sehen und Hören, Geiſt und Leben bey unaufhaltſamem männlichen und weiblichen Schnickſchnack. Ein guter und heiterer Kopf iſt geſellig, weil er ſehr leicht Herr wird über jeden Schwätzer; ein guter und trübſeliger Kopf iſt ungeſellig, weil er wohl weiß, daß er vor jedem unklugen Schwätzer die Segel ſtreichen muß.

niemand ihren Gang höret; aber wenn du gerne ihre Schritte belauſcheſt, wenn du ihrem Lebensgange folgeſt, ſo umarmet ſie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht Alles um Liebe? Unſer Daſeyn wollen wir nicht nur in uns ſelbſt fühlen, ſondern auch in einem Gegenſtande auſſer uns. Hienge darum an einem weiblichen Herzen kein ander Herz, und näherte ſich dann demſelben etwa eine männliche Seele, und ſie giengen zuſammen einſam, ohne ſich doch nahe zu ſeyn, und niemand belauſchte ſie, und alles wäre ſtille in der ganzen Natur umher, wie leicht entſtünde dann auch in dieſer weiblichen Seele der Wunſch: ach wenn du doch in deinem Herzen einen Gedanken hätteſt, den du niemand in der Welt mittheilen möchteſt, als mir!

Keime der Liebe entſtehen zuweilen aus Empfindungen einer Seele, die mit ihren Trieben nichts anzufangen weiß, und lebhaft fühlet, daß es nicht gut iſt, alleine zu ſeyn.

Güte,

Güte, Wohlwollen, Neigung zur Mittheilsamkeit und Liebe, der daher so natürlich entstehende Trieb zu häuslicher oder vertrauter Geselligkeit, dieses beynahe unzerstörbare Verlangen, mit andern Wesen zu leben; Begriffe, Freude, Leid mit einander zu theilen; Herz an Herz zu schmiegen, sich in ihm zu fühlen, es in uns: dieß reisset und treibt den Menschen aus sich heraus. Hat er auch diese lebhafte Kraft der Seele nicht; ist er wenig oder nichts durch sich selbst; und zieht er andere auch nicht zu sich: so wird er doch durch andere gezogen.

Aber der erkünstelte Geselligkeitstrieb verwischet auch oft alle Fähigkeit zum Selbstumgange. Nur tagelange Entfernung von der Welt scheint dem Menschen alsdann Entfernung von allen Vergnügungen, weil er in sich selbst kein Vergnügen hat und findet. Er sucht seine einzige Hülfe bey der Welt und in einem Kreise von Belustigungen, und jede andere Quelle des Vergnügens wird angeekelt. Umgang und Zerstreuung sollen alsdann

alles gewähren, was eigener Umgang versagt. Aber dann wird der Geist auch stumpf für jede stille Freude des Lebens, und jeden Reiz der Einsamkeit. Wer also sich selbst nichts geben kann, weil er leider nichts hat, seufzt und gähnt nach Umgang und Geselligkeit.

Alles um uns her begünstigt diesen Trieb. Deutschland, zum Exempel, war vielleicht nie so gesellig, wie itzt. Alle Zerstreuungen der grossen Welt werden in allen niedrigen Ständen nachgeäffet. Allgemein wird die Zeit verschwendet. Mancher, der durch sich selbst nichts ist, hängt sich an andere, um nur durch sich selbst nichts thun zu müssen. Alleine stehen ist, wie alleine leben, in Deutschland itzt Schande.

Kinder, die kaum gehen können, benget man schon unter die Etikette des Visitenwesens. Sie müssen sich melden lassen, man läßt sich bey ihnen melden; diese arme kleine Marionettenwelt giebt schon Assembleen und Grandkaffees. In

unsern

unſern größten Städten lebt man eben ſo zerſtreut, wie in London und Paris; und nach der Rangordnung abwärts, thut es die kleinere Stadt immer der gröſſern, und die ärmere immer der reichern nach. In ganz kleinen deutſchen Neſtern, die man gar nicht Städte nennen ſollte, hat man nun allenthalben wenigſtens eine Aſſemblee und einen Club. Auf die Aſſembleen kommen die Damen des Nachmittags um zwey Uhr, trinken dann Kaffee, und erzählen ſich bis vier Uhr das Neue der Stadt; und von vier bis acht ſpielen ſie um drey Pfennige.

Die Zigeuner ſogar habn in einer groſſen und reichen Provinz des nördlichen Deutſchlands einen Club. Sie verſammlen ſich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Tobak, und verzehren da, was ſie die Woche hindurch in der Provinz ſtehlen oder erbetteln. Der hochadeliche Beſitzer der Mühle duldet dieſen Zigeunerclub. Erſtlich aus Politik, damit er nicht beſtohlen werde; und zweitens aus Neugier, damit er auf dieſe Weiſe

jede

jede Woche durch seinen Müller alle Neuigkeiten des Landes erfahre.

Vorzüglich unterscheidet sich Deutschland in unserer Zeit durch Verbindungen gesellschaftlicher Art, welche die Menschen noch weit näher und fester zusammenknüpfen. Männerchen kommen dadurch mit Männern, und Leute ohne alle Bedeutung mit Herren von der größten Bedeutung in Connexion; und von der entferntesten Grenze Deutschlands zur andern geschehen Wunder der Geselligkeit durch Mysterien. Jeder Eingeweihte wirket im Stillen, wenn er nicht zu faul ist, für Alle; Hunderttausende stehen unsichtbar für Einen Mann. Wieder in mannichfaltige geheime Orden von anderer Art, und ebenfalls sehr geselligem und freundlichem Zwecke treten itzt unsere Jünglinge; in welchen abermals, an seinem Orte wenigstens, Einer Alles für alle ist, und alle Alles für Einen.

Grosse

Grosse Kräfte entsteben aus diesen Verbindungen. Alle wirken grössere Geselligkeit: alle vereinigen grosse Wirksamkeit zu einem Zweck. Aber alle diese Beweggründe zur äussersten Thätigkeit im geselligen Leben, der lauteste Ruf zur Tugend auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen, die Einprägung jeder bürgerlichen und geselligen Pflicht durch Gesetze, Moral, mysteriöse Weisheit, Religion, Alles, was den Menschen über den Menschen erheben soll; dieß alles wirket noch nicht genug, wenn man nur immer Blumen auf seinen Wegen antreffen, und immer erndten will, ehe man gesäet hat. Immer verfällt der Mensch in leere Luft, oder auf Flitterstaat und Nebendinge, immer will er, was der Gesetzgeber nicht wollte, und so scheitern die größten Absichten aller Menschenführer.

Ach, man dreschet überall und in allen Dingen viel leeres Stroh. Alles, was wir treiben und thun, unser Sitzen und Laufen, Wirken und Unterhandeln, hat doch oft am Ende keine andere

dere Triebfeder, als die Furcht vor Langerweile!

Langeweile ist eine Pest, der man in Gesellschaft zu entgehen sucht; und die manchen Unglücklichen nirgends schneller befällt, als in Gesellschaft. Sie ist ein Versinken der Seele in Leerheit, eine Vernichtung aller unserer Wirksamkeit und aller unserer Kraft, eine allmächtige Schwerigkeit, Trägheit, Müdigkeit, Schläfrigkeit und Unlust; und, welches das schlimmste von allem ist, eine oft mit der größten Höflichkeit an uns ausgeübte Meuchelmörderey unsers Verstandes und jeder angenehmen Empfindung. Alles Hervorstreben in irgend einem Menschen, das ganze Triebwerk seines Geistes und seines Herzens, wird durch Langeweile, die er hat, oder die man ihm macht, zerdrückt und gehemmt. Durch Langeweile verstummet und vergeht man in bunter Reihe, an der prächtigsten Tafel; und indem man ohnmächtig seine Ohren nach allem hinstreckt

und

und allem preis giebt, was man höret, kömmt man eben dadurch ſelbſt um alle Gedanken.

Langeweile hat man, ſobald als man ſich gezwungen ſieht, lange an einem Orte zu ſitzen, wo von nichts geſprochen wird, als von Dingen, die gar nicht werth ſind, daß man ſie wiſſe; oder ſobald uns ſelbſt jemand auf dem Halſe ſitzt, mit dem wir von nichts ſprechen können, als von Dingen, die uns gar nicht intereſſiren. Der ſchwatzſelige Langeweilemacher glühet vor Vergnügen, indem er eine ganze Geſellſchaft um ſich her durch Langeweile foltert. Er iſt unausſprechlich glücklich bey dieſer Ergieſſung, weil er gar nicht weiß und fühlt, daß er jeden Menſchen in Langeweile erſäufet, mit dem er ſich auf ein paar Stunden nach Herzensluſt unterhält.

Gnädige Damen, die immer ſchnacken, und immer in Wonne ſchwimmen, indem man, mit ihrem gnädigen Wohlnehmen, zerberſten möchte bey ihrem Schnack; jedes andere plauderhafte Geſchöpf;

schöpf; jedes Geschäfte, jedes Buch, jede Rede, wobey die Seele ohne Interesse und Thätigkeit bleibt, ist langweilig. Der Bediente des grossen Leibnitz behauptete durch ganz Hannover, sein Herr schreibe des Sonntags in der Kirche immer die Predigt nach. Aber wahrscheinlich schrieb Leibnitz in der Kirche nur auf, was ihm aus dem unermeßlichen Vorrath seiner Ideen etwa einfiel, wenn Er, mit Erlaubniß zu sagen, da ab und zu ein wenig Langeweile hatte.

Langeweile ist eine Hauptursache des Triebes zur Geselligkeit; denn alle Menschen sind ihr unterworfen, wie dem Schnupfen und dem Husten.

Langeweile und Ekel vor sich selbst treibt die meisten in Gesellschaft, und einige treibt Ekel vor Gesellschaft in die Einsamkeit. Ein müssiger Kopf hat am meisten Langeweile im Umgange mit sich selbst; einen thätigen Kopf foltert Langeweile in jeder Stunde und in jedem Augenblick, da man ihm seine Thätigkeit hemmt. Jener, der mit sich selbst

ſelbſt nie zu leben weiß, ſucht darum ſein Vergnügen immer auſſer ſich; und dieſer ſuchet gerne ſein Vergnügen in ſich ſelbſt, wenn er es im Umgange oft geſucht hat, und nicht fand.

Leere Köpfe haben Langeweile aus Ekel gegen alles, was verſtändige Köpfe intereſſirt; aber zu ihrem Glücke führen in groſſen Geſellſchaften leere Köpfe faſt immer das groſſe Wort.

Verſtändige Köpfe haben in groſſer Geſellſchaft Langeweile aus Ekel vor allem, was leere Köpfe ausgieſſen; überhaupt aus Ekel vor allem, was lang und leer und auf keine Weiſe wiſſenswerth iſt, nicht intereſſirt, nichts zu denken giebt, nicht rührt, nicht gefällt. Leere Köpfe laben ſich an Leerheit; verſtändigen Köpfen vergeht Sehen und Hören, Geiſt und Leben bey unaufhaltſamem männlichen und weiblichen Schnickſchnack. Ein guter und heiterer Kopf iſt geſellig, weil er ſehr leicht Herr wird über jeden Schwätzer; ein guter und trübſeliger Kopf iſt ungeſellig, weil er wohl weiß, daß er vor jedem unklugen Schwätzer die Segel ſtreichen muß.

Kleine Geister haben in so fern nie Langeweile, weil sie allenthalben Menschen ihres gleichen finden; Geister, die an Wenigem kleben, mit erbärmlich dünner Kost sich behelfen, und also auf der Stelle mit ihnen einhaken. Sehr richtig sagte darum ein vornehmer deutscher Dummkopf, indem er sich dabey mächtig in die Brust warf: ein Cavalier wie ich, findet allenthalben einen Cavalier, der ihn präsentirt.

Von Langerweile gedrückt, will der Mensch also natürlicher Weise seinen Geist diesem Stande der Unwirksamkeit entreissen. Entweder müssen die Sinne bewegt seyn, oder der Verstand; entweder Körper, oder Seele.

Fühlen ist viel leichter als denken, nehmen leichter als geben, und wer nicht zuvorkommend ist, gestattet doch wol, daß man ihm zuvorkömmt. Man stürzt darum von allen Seiten so gerne dahin, wo die meiste Bewegung ist und seyn soll, wo man Ermunterung, neues Leben und rauchende Fröhlichkeit erwartet. In Schaaren drän-

get man sich auf Assembleen, Bälle, Redouten, unter Haufen von Lichtern und Diamanten, und unter unabsehbare Reihen schnell athmender Damen. Man erschüttert durch wollüstige Tänze bey sich selbst und bey diesen Damen die geheimsten Faden der Empfindung. Alle diese gesellschaftliche Freuden verschaffet man sich mit Gemächlichkeit; die Freuden der Einsamkeit findet man, gar zu oft, nicht ohne Anstrengung.

Vergnügungen des Verstandes flieht man aus Geistesimpotenz. Darum hohnlächelt man über alles wahrhaftig Schöne und Grosse. Darum nennen alle unsere Herren und Damen vom deutschen bon ton alles, was aus den besten Federn Deutschlands fließt, dummes Zeug.

Solchen ungesalznen und phlegmatischen Geschöpfen misfällt das Beste in jeder Art, weil sie, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, weder Organen noch Willen haben, es zu fühlen aus Geistesleerheit Zeitvertreib allenthalben suchen und ihn doch aus Geistesstumpfheit nirgends fin-

den. Reißt aber auch ein nicht zu unterdrückendes Gefühl sie aus ihrer abgeschmackten Gleichgültigkeit und ihrem spöttischen Kaltsinn, so denken sie doch wenigstens, man unterscheide sich vom Pöbel, wenn man nur alle natürliche Aeusserungen von Wohlgefallen, Freude oder Bewunderung erstücket, und sich bey allen Gelegenheiten anstellt, als wenn man gar nichts fühlte.

Aus Geistesimpotenz also flieht man die Vergnügungen des Verstandes, und aus Trägheit findet man sie nur langsam. Darum sucht man sie lieber nicht. Der Trieb zur Einsamkeit kann daher nicht so allgemein seyn, als der Trieb zur Geselligkeit, weil es weit schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne. Darum suchet der Mensch die Vergnügungen, die ihm am nächsten liegen, für die er das meiste Gefühl hat, die das Leere in seiner Seele am geschwindesten ausfüllen, und die Vorstellungen am meisten rege machen, mit denen er sich am liebsten beschäftigt.

Gute

Gute Köpfe wissen sich in jeder Gesellschaft zu behelfen, so lange sie heiter, jung und gesund sind. Gute und etwas trübsinnige Köpfe sind schon ekel, und darum schwerer zu befriedigen. Aber stark, laut und grob müssen die Eindrücke äusserlicher Dinge seyn, um gemeinen Köpfen Vergnügen zu verschaffen.

Schmähsucht, Tobak, Narrenspossen, Wein, Zoten und Unzucht sind die Bande ihrer Geselligkeit. Die lässigen, schwerfälligen und doch sehr wollüstigen Siberier kommen blos durch Unzucht in Bewegung, weil Männer und Weiber so tief versunken sind in geistloser Trägheit, daß nichts edleres ihnen die Langeweile vertreibt.

Mancher Weltling und manche schöne Dame würden auch in der angenehmsten Stadt vergehen, wenn sie nicht wüßten, wo es heute was zu thun giebt; das ist, wo man frühstückt, speiset, spielt und den Tag ausathmet. Sie finden da zwölf Stunden hindurch alles, was sie brauchen und verlangen; und in den übrigen zwölf Stunden

vergißt der Cavalier in den Armen der Dirne die Dame, und dieſe bey jedem kerngeſunden Manne den Gecke.

So ſchwärmt und wirbelt man Tag für Tag und Jahr für Jahr in rauſchender Luſtbarkeit durch das Leben; oder man rennt von Gedanken zu Gedanken, von Projekt zu Projekte, immer zu allem entſchloſſen, immer bereit, heute wieder etwas zu unternehmen, um es Morgen zu vergeſſen.

Läßige Menſchen, ſo geſellig ſie auch ſeyn mögen, ſtreben nach Vergnügen, und finden es nie. Allenthalben iſt ihnen der Kopf roth und die Bruſt bekommen. Immer haben ſie Langeweile, und immer geben ſie Langeweile. Sie ſcheinen beſchäftigt, und verrichten nichts. Sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Fleck. Sie jammern über die Kürze des Lebens, ſehen, wie ſich ihre Papiere häufen, ſeufzen Tag und Nacht über ihre Menge, und vergeſſen, daß der Tiſch nur durch Arbeit leer wird. Sie erſchrek-

ken

ken bey dem Ablauf jedes Jahres, und denken jeden Morgen, wie werde ich doch mit dieſem Tage fertig? Im Sommer wünſchen ſie den Winter, im Winter den Sommer, des Morgens den Abend, des Abends den Morgen, und haſſen ihn, ſobald er kömmt. Solche Unglückliche haben einen zu kleinen Vorrath von Ideen und eine groſſe Mattherzigkeit im Denken; und doch ſind ſie für jeden Ort, wo etwas zu hören und zu plaudern iſt, immer in Stiefeln und Sporen.

Aber nicht immer verfehlet man in Geſellſchaft ſeinen Zweck. Umgang und Geſelligkeit ſind wahre und wünſchenswerthe Erhohlung nach Arbeit und Sorge; und geben, durch das Nachlaſſen von der Anſtrengung, Kräfte zu neuer Anſtrengung. Weltumgang iſt von unausſprechlichem Nutzen zur Bildung junger Leute, und für jedes Alter die beſte Schule der Menſchenkenntniß und der Menſchenliebe, des Nachgebens und der Beſcheidenheit. Für Fürſten und Groſſe und alle Perſonen von Stande iſt ausgebreiteter Weltumgang eine Schule der Menſchlichkeit, der Weisheit, und der Kennt-

niß ihrer selbst. Leute von geringer Herkunft sogar erwerben sich durch feine Lebensart und den wahren guten Ton der Welt gewiß mehr Glück und Beyfall bey Fürsten und Vornehmen, als durch alle eure unterthänigst abgeschmackte Dienerey.

Weltumgang suchet man auch oft zur Milderung der Sorgen und zur Ableitung nagender Traurigkeit, oder langsam tödtender Furcht eines bevorstehenden Unglücks. Ach, nur selten wird Einsamkeit für den Elenden tröstend, dessen einzige Freude im Grabe liegt; der den geliebten Schatten immer sieht, und ihn immer rufet; der alles Erdenglück hingäbe für einen Laut der Stimme, die er nie mehr höret; dem alle Kraft seiner Seele in Thränen ausfließt; der nichts mehr kennet und nichts mehr empfindet, als Schmerz und Verzweiflung.

Einkehr in sich selbst fürchten dann auch alle, deren Inwendiges gar keine Untersuchung leidet. Wie vielen schauert die Haut bey jeder Gewissensfrage;

frage; wie groß müßte erſt ihre Sinnesänderung ſeyn, wenn ſie ohne Zerſtreuung Ruhe fänden, und wenn unausgeſetzter Weltumgang für ſie nicht das ſicherſte Mittel wäre gegen jene innere Sprache, die Einſamen keine Ruhe läßt! Andere haben die Welt durch falſche Tugend bethöret, und doch iſt ihnen nirgends wohl, als in der Welt. Sie haben wohlbekannte Menſchenliebe ausgeübet, Allmoſen gegeben, viele gute Werke gethan. Sie haben immer in den Staub ſich gebogen vor Groſſen und Vornehmen; immer alles gelobt, was angeſehene Thoren und Thörinnen denken und thun; nirgends Fehler bemerket, und nichts Dummes und Böſes an keinem Menſchen geſehen, als etwa an dem Rechtſchaffenen, der die Stimme des Volks gegen ſich hatte. Sie haben weder elende Schwänke, noch Vorurtheil, noch Wahn, noch Irrthum, noch Aberglauben, noch Geiſtesſklaverey an dem Orte wahrgenommen, wo ſie leben. Allenthalben ſind darum dieſe hochwerthen Schafsköpfe willkommen, und allenthalben wirft man Blumen auf ihre Wege.

Einsamkeit wird endlich, wie die Religion, dem Menschen oft so melankolisch dargestellt, daß viele bey guter Laune daran gar nicht denken können. Sie nehmen zu derselben nur in Krankheiten, Widerwärtigkeiten und Gemüthsunruhe ihre Zuflucht, das ist, nur in schweren Stunden, da man am meisten unfähig ist, sie nützlich zu gebrauchen. Aber die Natur der Religion müßte man nicht kennen, und ihre Kraft müßte man nicht empfinden, wenn man nicht auch in jeder frohen Zeit sich gerne in ihre Arme würfe; und eben so unerfahren wäre man in allen erhabenen Vergnügungen des Umganges mit sich selbst, eben so unfähig zum Genusse süsser Ruhe und stiller Glückseligkeit, wenn man nicht sähe und fühlte, daß durch wohlbenutzte und zu rechter Zeit gesuchte Einsamkeit das Leben himmelähnlich wird.

Wie unweise würde man darum sich einbilden, derjenige entferne sich schwermüthig von der Welt und verachte alle Vergnügungen, welcher frölichen Genuß des Lebens nicht in wilder Lustig-

keit

keit, immer nagendem Visitenhunger und täglicher Treibjagd nach jedem langweiligen Zeitvertreib suchet; oder er sey vollends nicht bey Sinnen, weil er glücklich und heiter ist, wenn man ihn nur alleine läßt.

Drittes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmt; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Euer Weltsinn weiß von diesem Genusse nichts. Wenigstens ist der Trieb zur Einsamkeit nicht sehr gemein, und bezieht sich schon auf einen von Alltagssitte sehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äusserste Wildheit, oder die äusserste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern

daß

daß er phlegmatiſch darinn hängen bleibt. Alſo iſt allerdings Hang für Einſamkeit nicht immer Trieb, ſondern auch wohl Läſſigkeit, und alsdann nicht Schwung, ſondern Fall der Seele; nicht Kraft, ſondern Schwäche. Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, ſind ſehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Geſelligkeit. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geiſt ſo tief verwunden, daß er ſich gerne in der Einſamkeit verblutet, und gerne dem Genuſſe aller geſelligen Freuden entſagt. In allen dieſen Fällen iſt Neigung zur Einſamkeit für die Seele faſt eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; alſo freylich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß ſehr viele Menſchen zur Abſonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt Langeweile machte, und der alles deſſen müde war, was ſie giebt, ergriff Menſchenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte ſich einen Berg zu ſeiner Wohnung, und lebte da

von

Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere,
alles übrigen war er satt. Auch dieß zei-
nehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit
eidenschaft.

Der alles genossen hat, was die Welt hoch-
et und giebt; wer nach Ruhm und Ehre,
Macht und Gold und Wollust strebte, Alles
t, was er verlangte, und doch am Ende sagt,
ist eitel; wer immer durch Leidenschaft ge-
n war, wie sein Roß durch Sporen, und
itzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt:
st satt. Er nimmt zwar seine Wohnung
unter wilden Thieren, er nähret sich nicht
oben Kräutern und Wurzeln; aber Einsam-
st das letzte, das er versucht. Ich sah Vor-
e und Grosse in diesem Zustande; denn
ef versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr
pochte nach nichts. Nur das Leben hatten
ch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Ein-
it war das Polster, auf welches sie sich hin-
. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für
der Welt satten Fürsten, der seine Heerden

nicht

nicht ſchätzt, ſein Feld nicht baut, und ſeinen Kohl nicht eben ſo eifrig pflanzt, als er vormals an der Spitze einer Armee Unſterblichkeit ſuchte, oder ſie bey ſchönen Damen vergaß.

Trieb zur Einſamkeit iſt alſo zuerſt Trieb zur Abſonderung von allem, was wir im Menſchengewühle haſſen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bey geſundem Geiſte Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in ſich ſelbſt finden kann. Das höchſte Glück des Menſchen iſt Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einſamkeit, weil er gerne ungeſtört ruhet, und der andere, weil er gerne ungeſtört arbeitet. Beyde ſuchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bey Sonderlingen, Hypochondriſten, Philoſophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einſamkeit.

Sehnſucht nach Ruhe und Rückkehr in ſich ſelbſt entſteht natürlicher Weiſe, wenn man lange

und

und zumal mit Widerwillen auſſer ſich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbſtgenuß. Mancher Menſch thut zwar vielleicht am meiſten Gutes, wenn er glaubt, er ſey eben itzt alles Selbſtgenuſſes beraubt, das iſt, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmenſch, wenn er ſich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geſchehen läßt. Aber die Menſchen fodern ſo vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichſten Arbeit ſo vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, ſo viele unnütze Sklavenarbeit, ſo vieles Warten, ſo viel Zeitverluſt, den mancherley Weltverhältniſſe und Pflichten fodern, ſo viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammt. Bey ſolchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Beſuch, blos um Cour zu machen, iſt für jeden auch nur ein wenig philoſophiſchen Kopf die traurigſte Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Profeſſoren auf Univerſitäten

nur

nur darum so gesund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und ruhig und nützlich ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmt und lähmt.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmässige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielt. Denn auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein

in

in gleichem Kreiſe wieder herumzutreiben, und dabey immer zu poſaunen: ſo und nicht anders muß es ſeyn, ſo iſts hergebracht, und ſo bleibts.

Abwechslung iſt ein Bedürfniß bey allen Geſchäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu ſeyn. Wir ermatten zuletzt bey jeder Leidenſchaft. Sind wir der Einſamkeit müde, ſo erholen wir uns im Umgang. Sind wir der Welt müde, ſo macht uns nichts mehr glücklich als Einſamkeit. Paſcal war äuſſerſt geſchäftig, und nennt doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibſel der urſprünglichen Erhabenheit des Menſchen, und ſagt, unſer wahres Glück beſtehe in Ruhe.

Ruhe iſt der Wunſch des Weiſen unter Pflichtszwang und Dienſtbarkeit, und mitten im gröſten Weltgetümmel. Im kleinſten (*) und im gröſten Wir-

(*) Kaiſer Joſeph fragte vor einigen Jahren in Böhmen unſern berühmten hannöveriſchen Fußgänger den

Wirkungskreise der Seele denkt sich der Me
doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrr
hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege.
sehr muß der König von Preussen im Wunder
fe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch se
Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst
Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rühr
und groß ausrief: quand finiront mes tourme
Wie den Herkules in den Werken der alten K
ste, einsam, in sich selbst und in seine Grösse
gehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher T
tigkeit und Kraft, sieht man Ihn itzt in So
souci ruhen.

Mietlinge, die unter ihrem Schweiße er
gen, Minister, die Völker glücklich machen möch

1

den Baron von Grothaus, wohin er noch gehen
le? Grothaus nannte hundert Länder. Und t
weiter, fragte der Kaiser? Grothaus sagte, t
gehe ich ins Hannöverische zurück, und pflanze d
nen Kohl. Ach so gehen Sie doch gleich ins Ha
verische zurück, erwiederte der Kaiser eben so liebr
als weise, und pflanzen braunen Kohl.

und nicht können, fühlen dieſelbe Sehnſucht nach dem Ende des langen Tages, dieſelbe Begierde nach Ruhe. Mit ſolcher Hofnung ſieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm verſüſſet durch Ausſichten in ſtille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Groſſen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtſchaft. Alle entziehen ſich gerne, wenn ſie können, dem raſtloſen Getümmel, und ſuchen Ruhe in Einſamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die gröſten Aemter bekleidete, floh Er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einſamkeit, wie in einen Hafen. Bücher ſchrieb er nicht wie Cicero, aber er wog Roms Schickſale im Stillen, und ſagte: ich bin niemals weniger alleine, als wenn ich alleine bin. Darum verbannte er ſich, nachdem er durch ſeine Thaten die erſte Stufe menſchlicher Hoheit erreicht hatte, freywillig von Rom mitten in einen Wald, auf ſein Landhaus bey Literaum, und ſchloß ein glorreiches Leben in ſtiller Gröſſe.

Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preussen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und in seine Grösse eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man Ihn itzt in Sanssouci ruhen.

Mietlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und

den Baron von Grothaus, wohin er noch gehen wolle? Grothaus nannte hundert Länder. Und dann weiter, fragte der Kaiser? Grothaus sagte, dann gehe ich ins Hannöverische zurück, und pflanze braunen Kohl. Ach so gehen Sie doch gleich ins Hannöverische zurück, erwiederte der Kaiser eben so liebreich als weise, und pflanzen braunen Kohl.

und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hofnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüsset durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Grossen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die größten Aemter bekleidete, floh Er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einsamkeit, wie in einen Hafen. Bücher schrieb er nicht wie Cicero, aber er wog Roms Schicksale im Stillen, und sagte: ich bin niemals weniger alleine, als wenn ich alleine bin. Darum verbannte er sich, nachdem er durch seine Thaten die erste Stufe menschlicher Hoheit erreicht hatte, freywillig von Rom mitten in einen Wald, auf sein Landhaus bey Literaum, und schloß sein glorreiches Leben in stiller Grösse.

Cicero, auf den ſonſt aller Augen gerichtet waren, da Er noch die Herzen aller Römer regierte, verließ, als die Republik verloſch, die Stadt und den Anblick ſo vieler Verbrecher, und lebte alleine. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in ſeinem ſchattigten Tuſculum fand; und Horaz vergaß die ſtolze Kaiſerſtadt und die Ergötzungen des erſten Hofes der Welt in ſeinem öden Tibur.

Wenige Monarchen ſchloſſen ruhiger ihr Leben als Kaiſer Diocletian, jener berüchtigte Verfolger der Chriſten; übrigens ein groſſer und weiſer Regent. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne geſeſſen, als er ſich entſchloß, denſelben zu verlaſſen. Bücher konnten ihn nicht zum Philoſophen machen, denn er hatte keine geleſen; aber er war der erſte aller römiſchen Kaiſer, der ſich groß genug fühlte, den kaiſerlichen Purpur abzulegen (*). Seine Regierung war ununterbrochen glück-

(*) Solus omnium, ſagt ein römiſcher Geſchichtſchreiber von ihm, poſt conditum Romanum Imperium, qui ex tanto faſtigio ſponte ad privatæ vitæ ſtatum civilitatemque remearet.

glücklich; alle seine Feinde überwunden; alle seine Absichten erreicht; er war nur neun und fünfzig Jahr alt, aber kränklich. Dieß machte ihm die Erfüllung seiner Pflichten schwer, und brachte ihn auf den Entschluß, den Ueberrest seiner Tage in geehrter Ruhe zuzubringen, seinen Ruhm nicht mehr dem Glücke zu überlassen, und jüngern und thätigern Gehülfen sein Reich. In einer weiten Ebene bey Nicomedien setzte er sich auf einen hohen Thron, und eröffnete in einer Rede voll Vernunft und Würde seinen Entschluß dem Volke und der Armee; und so bald er den Purpur abgegeben hatte, entwich er der ihn anstaunenden Menge in einem bedeckten Wagen, in dem er durch die Stadt Nicomedien fuhr, und begab sich dann gleich von da nach seiner längst gewählten Einsamkeit zu Salona in Dalmatien: Diocletian, der von unedler Herkunft sich bis zur Kaiserwürde geschwungen, lebte zu Salona noch neun Jahre, nachdem er aus Vernunft den Thron verlassen, und, wie es scheint, mit Vergnügen. Er genoß eine lange Zeit die Hochachtung der Nachfolger seiner Herr-

schaft über die Welt. Wissenschaften konn
ihm seine Einsamkeit nicht versüssen; aber
hatte Geschmack für die natürlichsten und
schuldigsten Vergnügungen des Lebens.
baute sich einen Pallast von einer Pracht
einer Grösse, über dessen Ruinen man in un
Tagen noch erstaunt. Er pflanzte, und l
Gärten an. Berühmt und treflich ist die A
wort, die er seinem ehemaligen Mitregen
Maximian, der das Reich mit ihm verla
mußte, und der ihn noch immer antrieb,
Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem M
leiden und der gröſten Gemüthsruhe gab: w
ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zei
könnte, den ich in Salona mit eigener H
gepflanzet habe, so würdest du mich n
länger nöthigen, solches Glück für einen Th
hinzugeben.

Zenobia, jene berühmte Königinn von Palm
ra, die undankbare Schülerinn und Freundinn
erhabenen Longinus, die den Homer und
Plato las, die an Schönheit den berühmte
A

Weibern gleich kam, und sie an Keuschheit und Heldenmuth im Kriege übertraf, die sich furchtbar machte in Arabien und Armenien und Persien, die sogar römische Heere geschlagen hatte, ward endlich vom Kaiser Aurelian geschlagen und gefangen. Ihr Muth verließ sie, und sie verließ ihre Freunde. Aber der Kaiser schenkte ihr ein schönes Landhaus in dem berühmten Tibur, oder Tivoli; und sie trug da ihr Unglück mit Würde, und wußte sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über ihre verschwundene Grösse durch Philosophie.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien begrub Kaiser Carl der fünfte seinen Ehrgeiz und jene grenzenlosen Projekte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzet, und alle Völker nacheinander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet hatte, und mit der Furcht seines Joches.

Kjenlong, der itztregierende Kaiser in China, ein wahrer Vater seines Volkes *), verbindet mit den

*) Der vortrefliche Charakter des Kaisers Kien Long zeiget sich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Unterkönig der Landschaft von Fou Kien geschrieben, wovon folgendes ein Auszug ist.

„Das Unglück, das meine Insel Kay Onan „(Formosa) den 22. May 1782. betroffen, ist „mir zu Ohren gekommen. Ich befehle euch „also, daß ihr euch aufs genaueste nach dem „Schaden, den die übrig gebliebenen Einwoh„ner der unglücklichen Insel erlitten, erkundiget, „und mir solches geschwind meldet, damit ich „schleunige Hülfe leisten könne. Die durchs „Wasser verwüstete Häuser und Gebäude sollen „auf meine alleinige Kosten wieder aufgebauet, „und die beschädigten ausgebessert werden. Den „unglücklichen Menschen sollt ihr alle erforder„liche Lebensmittel auf Kosten meines Beutels „reichen. Diese meine Hülfe sollt ihr allen ohne „Ausnahme angedeihen lassen. Schmerzen würde

„es

den erhabenſten Eigenſchaften, eine groſſe Neigung zur Einſamkeit und Ruhe. Er hat eine groſſe Menge Bücher geſchrieben; wie man ſagt, gegen acht und dreiſſig. Ein Kaiſer hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bücher zu ſchreiben; aber in einem Gedichte über eine Reiſe, die er zu den Gräbern ſeiner Vorfahren gemacht, um ſich daſelbſt zu ſeiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienſte und Regierungskunſt zu erinnern, klagt Kjen Long über ſein Unvermögen, ſeine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als er wol

„es mich, wenn ein Einziger vergeſſen wäre. „Sie ſollen wiſſen, daß mein Auge auf ſie alle „ſieht, und daß ich ſie alle zärtlich liebe. Sa„gen ſollt ihrs ihnen, daß ihnen von mir ge„holfen wird, ihrem Fürſten und Vater. Auch „ſollt ihr ſo viel Kriegsſchiffe und Magazine, „als der allgewaltige Arm durch Sturm und Wo„gen mitgenommen, aus dem Schatze des Staats „wieder bauen laſſen. Drücket keinen, ich verbie„te euchs, und meldet mir, wie ihr meinen Wil„len befolgt habt.

möchte. Er bittet seine Räthe, ihm zu Hülfe zu kommen, und wünschet, jene glänzenden Beyspiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetassen steht, die von ihm nach Paris geschickt sind, und das er verfertigte, als er ausser der grossen Mauer bey den Tataren auf der Jagd war, sagt Er: könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art von Tannen leben, um mit Musse und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Alle diese Beyspiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äusserst natürliche Gefühle sind; daß man auch wol Kronen hingiebt, oder gerne hingäbe, für Ruhe; und daß man in wohlbenutzter Einsamkeit sehr leicht allem entsaget, was die Welt hochschätzet und liebt.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu ent-

entfernen, hat noch sehr viele besondere und eine sorgfältige Untersuchung fodernde Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie; aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, gegen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann auch aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freyheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerey.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gerne mittheilt, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber itzt nicht mehr seyn kann, dieß machet so oft, daß der Mensch die Menschen flieht.

Ueberfluß, Witz und Aberwitz herrschen, das Gefühl, als stünde man am Pranger.

Solches Leiden der Seele erreget also bey jedem Menschen dieser Art den Trieb, alleine zu seyn, und sich vor den Menschen zu verbergen. Da findet er zwar nicht immer Ruhe. Aber er kann sich doch sagen: hier bin ich unabhängig und frey, hier kann ich thun und lassen, was ich will, hier quälet mich niemand aus Höflichkeit, hier foltert mich kein Schwätzer, hier ärgert mich kein Bösewicht. Immer und gerne ist er darum einsam und alleine, so lange er niemand hat, dem er sagen darf, was er fühlt; niemand, der diese Gefühle versteht; niemand, der sie mit Sanftheit, Freundlichkeit, Liebe, Weisheit und guter Laune duldet und trägt.

Man sondert sich ab von den Menschen aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile. Unlust treibt eben so oft aus Gesellschaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Einsam-

samkeit bessere Nahrung für seinen Geist finden, und grössere Ruhe für sein Herz.

Wer unabhängig seyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen; wer seine Sinnesart nicht richtet nach jedem Winde, der eben durch die Stadt bläst; wer zu frey denkt, um sich von andern leiten zu lassen, und zu vernünftig, um andere leiten zu wollen; wer gerne mit seinem Jahrhunderte lebt, und sich der grossen Fortschritte desselben in allen Theilen menschlicher Erkenntnisse und Kräfte freut, zieht sich darum zurück von Menschen, die alles Grosse und Gute misverstehen, liest in der Stille, urtheilt in Gesellschaft über nichts, und nähret in seinem Herzen den Trieb zur Einsamkeit bey jedem Hinblicke auf Volkswahn und Geistessklaverey, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakespear sagt, immer auf der Heerstrasse laufen.

Aufklärung äussert sich wahrlich nicht dadurch, daß die meisten Menschen in einer Stadt über

jede

jede Sache immer Einer Meinung sind, dern dadurch, daß jeder frey für sich de was er will. Sind aber immer alle in e einstimmig, und denkt keiner für sich, so schet leicht an einem solchen Orte epidemi Unsinn in Lob und Tadel.

Trieb zur Einsamkeit kann daher leich entstehen, wo vorgefaßte Meinungen imm allem Urtheil und Recht sprechen; wo i dem grossen Haufen immer nur Ein Ton schet, und offenbar nie der beste; wo Lei schaft jedem Irrthume Flügel giebt, jedem urtheile allmächtigen Einfluß, unbezwingb Ansehen, und fürchterliche Gewalt; wo dieser Unfug nur von wenigen herkommt; wo man darum gerne jeden flieht, der die gemeine Meinung führet, und jeden, der der allgemeinen Meinung geführet ist.

Man kann doch nicht immer glauben, jeder glaubt; man ist vielleicht anders erzo

un

unterrichtet und gewöhnt, und so fühlt man leicht in Gesellschaften eine Art von Unbehaglichkeit, wo über Litteratur und Geschmack nichts als Vorurtheil überall und in allem regiert; wo der grosse Haufen immer regiert ist, und wo man wegen des armseligen Stolzes und der erstaunenden Unbedeutsamkeit dieser Geschmacksführer und Volkslehrer alles, was nicht in dem Gesichtskreise von jedem Alltagskopfe liegt, alles, was von der kalten wässerichten Fläche des Lebens abweicht, jedes nicht ganz frostige Verdienst, alles zu sehr hervorstechende Gute, das man irgend von einem Menschen sagt, oder das irgend ein Mensch thut, immer öffentlich rädert und viertheilt.

Unter solches Sklavenjoch beugt sich kein freyer Kopf; nie beugt er sich unter Witzlinge, die in ihrem elenden Richterstuhle gegen alles, was nicht mit ihnen an einem Seile zieht, gegen alle ihre Zeitgenossen von einiger Bedeutung, und dann gegen alles, was sich erhebt, gegen Schriftsteller, Philosophen, Gesetzgeber, Heerführer, Fürsten

und Könige, ihr Richtscheid in die Hand nehmen, und, dick und dünn, allen Unrath des Neides und der Scheelsucht herausgurgeln.

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo diese kleinen tonangebenden Herren alles, was zu viel Verstand, zu viel Geist, den allerbescheidensten Anstrich von edler Kühnheit und freyer Denkart hat, persifliren und schmähen, schänden und stürzen; und wo hingegen ein ewiges Lobgekreische für Gecken und Schurken und die elendesten Schriftchen hallet?

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo diese Geschmacksführer und diese bey der Nase Geführten gegen Alles, was nicht alltäglich ist, gegen Alles, was Aufsehen machet, gleich in Wuth kommen; wo drey oder viere dieser witzigen Köpfe, mit der Tobackspfeife im Munde und dem vollen Weinglase in der Hand, alles, was bey ihrer Nation einen guten Namen hat, das Oberste in ihrer Litteratur, in ihrer Verfassung, in den

Tha-

Thaten ihrer Landsleute, immer zu unterſt ſetzen, und das Unterſte immer oben; und wo, indeß da die Hälfte dieſer Volkslehrer und Geſchmacksführer ſchon unter dem Tiſche liegt, die andere noch oben ſchreyt: Witz iſt unſer Leben, Wahrheit unſer Tod? *)

Trieb zur Einſamkeit wäre daher wol in ſolchen Städten zu entſchuldigen, wo niemand vom guten Tone iſt, als wer alles Gute für dummes Zeug hält; wo man alle Tage mit meinem Freunde Friedrich von Stolberg ſagen kann: jedem Witzlinge ſey Freundſchaft, Liebe, Wahrheit und Natur, Muth, Freyheit, Vaterland, Religion, ein leerer Schall, oder Mißton, wie der Geige Klang dem Hunde; wo man in allen Geſellſchaften von ſubalternem Verſtande die erſten und vorzüglichſten Schriftſteller des Jahrhunderts behandelt wie Bettelbuben, die keinen guten Lappen am Leibe haben; wo Dämchen, die ihr Leben vor

*) Vivitur ingenio, cætera mortis erunt.

dem Spiegel zubringen, und von nichts mit Kenntniß sprechen, als von Bändern und Flohr, die Nase über alles rümpfen, was Geist und Leben und Erhabenheit hat; wo man nichts für gut gelten läßt, bevor man bey den sogenannten witzigen Köpfen nicht ins Haus gehöret hat, um zu erfahren, ob sie es lassen für gut gelten; wo alles, was ihren Stempel und ihr Privilegium nicht hat, durch die ganze Stadt dummes Zeug heißt; wo jede gedruckte Zeile über Volkswahn, oder irgend einen Pu[illegible] von Philosophie des Lebens, ein allgemeines Gewitter erreget; wo ein Schriftsteller, der nicht des herrschenden Glaubens ist, für jede gemeinnützige und unläugbare Beobachtung, für jedes liberale Wort, büssen muß, als wenn er gesuchet hätte, Schaden im Staate anzurichten und allgemeines Verderben zu verbreiten; wo also der Geschmack für Aufklärung, Freyheit und Wahrheit niemals sich bildet, als durch den hartnäckigsten Widerstand und die unüberwindlichste Verachtung für Volksgewitter und Volksgeschrey.

Solche

Solche Epidemien entschuldigen in jeder Stadt und in jedem Lande den Trieb zur Einsamkeit, obgleich das hitzigste Abderitenfieber unter einem günstigen Himmel oft so schnell vorübergeht wie ein Theaterblitz.

Schiefheit und Witzwuth, Intoleranz und Neid tobten in allen Zeiten und bey den berühmtesten Völkern am liebsten gegen gute Menschen. David Hume war ein stiller Mann. Er behauptete durch sein ganzes Leben einen unbefleckten Ruhm von Tugend und Würde. Seine Gutmüthigkeit verließ ihn nie, weder in Gesellschaft, noch zu Hause. Sein ganzes Wesen war ruhig, auch zu der Zeit, da der Muthwille seiner gelehrten Widersacher ihn dem gröbsten Spott aussetzte. Er las mit der gelassensten Redlichkeit die garstigsten Schandschriften, die gelehrte Schurken gegen ihn schrieben. Sogar die Armen auf seiner Nachbarschaft, die jene Elenden aufgehetzet hatten, ihn zu schelten und zu verabscheuen, betrachteten seine Menschenfreundlichkeit und sein

Wohlthun mit Ehrfurcht und Dank. Sein Betragen bey jeder Gelegenheit war ehrbar und männlich, und das Gegentheil von Prahlerey und Pomp. Er war ganz besonders leutselig und sehr leicht zu sprechen. Weder in seinem Aeussern, noch in seiner Conversation hatte er gar nichts von einem Gelehrten. Alle seine Freundlichkeit war freywillige Ergiessung seines guten Herzens, ohne alle Ceremonie und Schmuck. Hume misbrauchte, es ist wahr, seine Talente gegen die Religion; aber seine Sitten wären eine Zierde in den Zeiten der ersten und noch unverfälschten Reinheit des Christenthums gewesen. Er hatte die erhabene Kraft der Seele und das ausnehmend gute Herz, wodurch man sich in jedem Lande und in jedem Zeitalter adelt, und den Rang erhält zwischen den größten und besten Menschen. So denkt itzt in England die neidlose Nachwelt von David Hume; aber so dachte sein Zeitalter nicht. Und welchen Trieb zur Einsamkeit und zur Flucht aus der Welt mag Hume wegen der Begegnung gefühlet haben, die er in der

Welt fand; Er, der nicht unter unaufgeklärten Menschen lebte, nicht in einem barbarischen Jahrhunderte; sondern mitten unter einem philosophischen Volke, mitten in einer lichtvollen Zeit?

Alles, was man gegen Humes Unglauben sagen konnte und mußte, macht wol nicht in England das Unglück eines Schriftstellers. Etwas that vielleicht Nationalhaß, weil Hume ein Schotte war; aber auch nach Schottland drang die gegen ihn erregte Wuth, und auch die ihn vielleicht noch mehr beleidigende Gleichgültigkeit. Ohne Bestürzung kann man die von ihm selbst geschriebene Geschichte seiner Autorsschicksale in England, Schottland und Irrland nicht lesen; und gewiß liest sie kein Schriftsteller von Gefühl, ohne daß ihm die Haut dabey schauert.

Hume bezahlte durch diese Schicksale den Zoll, den jeder berühmte Mann an schiefe Köpfe abzutragen hat; aber in England, Schottland und

Irrland ſollten doch ſchiefe Köpfe die guten nicht führen.

Die größten Philoſophen diſſeits des Meeres hielten Humes Schriften für Muſter des beſten philoſophiſchen Vortrags. Sie bewunderten in gleichem Maaſſe ſeine Feinheit, ſeinen Tiefſinn und ſeine Eleganz. Wenn ich nicht irre, war mein ſeliger groſſer Herzensfreund, Sulzer in Berlin, der erſte, der dieß den Deutſchen ſagte. Als Geſchichtſchreiber iſt Hume, wie ganz Europa weiß, bey mehr Ernſt und Gründlichkeit ein Mahler, wie Voltaire; und vermuthlich hat dieſer mehr von Hume gelernt, als Hume von ihm. Aber mit allen dieſen Vorzügen machte Hume ſeinen Landsleuten einen Eindruck, deſſen Er ſich nicht zu ſchämen hatte, ſondern ſie.

Beynahe trauet man ſeinen Augen nicht, wenn man lieſt, wie es ihm gieng, ſo wie eine ſeiner Schriften nach der andern zum Vorſchein kam. Am Ende des Jahrs 1738 gab er ſeine Abhandlung

lung über die menschliche Natur heraus. Niemals, sagt Er, war ein litterarisches Beginnen unglücklicher; diese Abhandlung fiel aus der Presse todtgebohren, und erreichte nicht so viel Ansehen, daß auch nur die Eiferer darüber brummten. Er goß sodann den ersten Theil dieser Abhandlung in seine Untersuchung vom menschlichen Verstande, die im Jahre 1748. herauskam, als er in Turin war. Bey seiner Rückkunft nach England erfuhr er mit Demüthigung, sein Werk sey ganz vernachlässigt, und an die Seite geworfen. Eine neue Auflage seiner moralischen und politischen Versuche machte um die gleiche Zeit in London nicht viel mehr Glück. Seine im Jahr 1752. gedruckte Untersuchung der Grundsätze der Moral hielt Er, ohne alle Vergleichung, von allen seinen historischen, philosophischen und moralischen Schriften für die beste; sie kam in die Welt unangesehen und unbemerkt.

Aber nun war Hume voll feuriger Hofnung und Erwartung des guten Erfolges, den im Jahre

1754. seine Geschichte des Hauses Stuart haben würde. Erbärmlich war sein Selbstbetrug. Ein einstimmiges Geschrey von schimpflichem Verweise, Misbilligung und sogar Abscheu, erhub sich gegen Ihn. Engländer, Schottländer und Irrländer, Whigs und Torys, Clerisey und Sektirer, Freydenker und Gläubige, Patrioten und Hofleute, verbanden sich in allgemeiner Wuth gegen den Mann, der sich erkühnet hatte, eine edle Thräne über das Schicksal Carls des ersten und des Grafen von Strafford zu vergiessen; und kaum hatten sich die ersten Aufwallungen dieser Raserey geleget, so folgte eine noch grössere Beleidigung für Hume, sein Buch sank in Vergessenheit. Millar, sein Verleger, versicherte ihn, er habe in zwölf ganzen Monaten nur fünf und vierzig Exemplare davon verkauft. Mit genauer Noth hörte Hume in allen drey Königreichen von einem einzigen wegen seines Rangs oder seiner Einsichten beträchtlichen Manne, der das Buch ausstehen konnte. Niemand nahm er aus, als das Haupt aller Bischöfe von England, den Doctor Herring, und

das

as Haupt aller Bischöfe von Irrland, den
)octor Stone; allerdings zwey seltsame Aus-
ahmen. Beyde hohe Prälaten liessen ihm,
'der für sich, sagen, nichts müsse ihn abschre-
'en.

Dessen ungeachtet ward der feste Mann
uthlos; und wäre damals der Krieg zwischen
rankreich und England nicht ausgebrochen,
igt Er, so hätte er sich ganz gewiß in ir-
end einer Stadt in den Provinzen Frankreichs
erborgen; er hätte einen andern Namen ange-
ommen, und wäre niemals mehr nach seinem
Vaterlande zurückgegangen. Da er aber diesen
:ntwurf itzt nicht ausführen konnte, und da
er folgende Band schon beträchtlich bearbeitet
)ar, entschloß er sich, neuen Muth zu sam-
ueln, und auszuharren.

Seine Geschichte des Hauses Tudor erschien
n Jahre 1759., und in England, Schottland
nd Irrland war das Geschrey gegen diese Ge-
hichte eben so greßlich, wie das Geschrey gegen
ie Geschichte der zwey ersten Stuarte. Endlich

gieng

gieng Hume im Jahre 1763. mit dem Grafen von Hertford weg aus seinem Vaterlande nach Paris, und fand da eine Aufnahme, die für die Franzosen eben so rühmlich war, als für ihn. Diejenigen sagt Hume sehr bescheiden, welche die wundersamen Wirkungen der Mode nie sahen, können sich unmöglich die Aufnahme einbilden, die ich in Paris bey Männern und Weibern von jedem Range und von jedem Stande fand; je mehr ich mich von ihrer unmässigen Höflichkeit zurückzog, desto heftiger war ich mit Höflichkeit überhäufet *).

Humes

*) Alle Gelehrte und alle Denker in Paris, von jedem Range, thaten mehr für Hume, als sie für einen König gethan hätten; und wie man ihn in der Weiberwelt aufnahm, erzählet einer der angenehmsten deutschen Schriftsteller, mein seliger Herzensfreund Sturz. „Als Hume in „Paris erwartet wurde, sagt Sturz, gieng „ihm sein Name voraus; alle guten Köpfe „harrten ungeduldig, parceque, hieß es, c'est

„un

Humes Geſchichte iſt die gewöhnliche Geſchichte aller Propheten in ihrem Vaterlande. Jeder kleine, mittel-

„un homme d'un eſprit infini. Kaum war er auf „dem feſten Lande, ſo cabal'rte man ſchon, in „den erſten Cotterien, um ihn früher, gewiſſer „an ſich zu ziehen. Es gelang einer eleganten „Prinzeßinn, daß ſie ihn haſchte, den Wunder-„mann, da ſie es war, die ihn in den Cirkel der „Welt einführen ſollte. Man veranſtaltete ein „Abendeſſen, Karten flogen nach allen Cailletten, „pour les inviter à un ſouper délicieux où ſe trou-„veroit Monſieur Ume. Nun erſchien der trockene „launigte Mann, der den Mund nicht aufthat, „wenn ihn nichts intereſſirte, und freute ſich wol „in ſeinem Herzen über dieſe Cerealien, wo alle „Weiber über ihn herfielen, um auszumachen, ob „er ein Weib ſey. Nichts blieb unverſucht, um „ihn zu elektriſiren. Man ſprach de ſes charmants „ouvrages, die Niemand von ihnen leſen konnte, „du génie profond de Meſſieurs les Anglois. Um-„ſonſt; der Undankbare blieb einſilbig und kalt,

und

mittelmässige oder grosse Kopf, der auch nur um einen einzigen Querfinger weiter sehen will, als seine Mitbürger und seine Landsleute, und der sodann noch die Thorheit begeht, das, was er sieht, gedruckt zu sagen, erreget augenblicklich einen allgemeinen Grimm. Kein Schriftsteller ist groß oder klein, der nicht auch wol kleinere Leute, wie er ist, um sich her habe; und alle diese lieben Leute werfen ihn mit Steinen. Es giebt immer Menschen genug in deiner Vaterstadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider hast; die dich speisen, wenn dich hungert; die dir beyspringen in jeder Noth; aber nur sehen sie nicht gerne, daß dir für einen Pfennig Ehre wiederfährt.

Sehr

„und gab nicht einen Funken von sich. Endlich „zuckten sie betroffen die Schultern, blickten „sich einander mitleidig an; den andern Tag „flüsterte man sich ins Ohr: ce Monsieur Ume „n'est qu'une Bête. Ein Erzspaßvogel setzte hin„zu: c'est qu'il a fourré tout son esprit „dans son Livre,„

Sehr republikaniſch ſagten die Epheſer: iſt einer unter uns gelehrt, ſo ziehe er aus, und ſey es anderswo. Zieh du nicht aus, würde ich ſagen, ſondern bleib auf eine Weile nur zu Hauſe, und fliehe deine Mitbürger und deine Landsleute, nicht, um ſie zu haſſen, ſondern um ſie zu vergeſſen.

Man entſage doch nur dem Wunſche, daß die Menſchen ſeyen, was ſie nicht ſeyn können, und nehme ſie doch immer, wie ſie ſind. Es iſt wahr, man wird leicht aufgebracht durch die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten, die man in ſeinem Herzen trägt, wenn man Schurken ſieht, die öffentlich Wahrheit und Weisheit lehren. Es iſt wahr, man ärgert ſich doch zuweilen über ein dummes Urtheil, zumal wenn man gleich dabey voraus ſieht, es werde, am gehörigen Orte angebracht, wie elektriſches Feuer alle Köpfe ergreifen, und in wenig Tagen allgemeiner Volkswahn ſeyn, und bleiben. Aber, da es doch einmal der modernen Leſewelt ganz un-

unmöglich iſt, gut zu urtheilen; da über alles, was Litteratur und Geſchmack betrifft, ſich itzt jeder Geck mit jeder Närrinn in den Richterſtuhl ſetzt; da ohne Ausnahme über alles, was tief in jedem Menſchen liegt, über jede nicht gleich aus den alltäglichen Apparenzen kennbare Wahrheit, der groſſe Haufen immer falſch urtheilt, ſo nehme man nur gleich vor allen Urtheilen den Hut ab, und denke im Herzen bis in den Tod, nichts ſey in der Welt ſo ſelten, als ein guter Richter.

Erniedrige dich auch nicht zu dem allerkleinſten Empfindlichkeit gegen die armen Leute, die immer gackeln und krähen, und nie wiſſen, was. Mache doch unſchuldige Thoren nicht zu Schlangen und Skorpionen. Suche doch nicht immer nur das Böſe auf. Aber erhebe dich über das elende Geziſche und Geſumſe, das jedem Menſchen, der nur einige Aufmerkſamkeit erreget, an jedem Orte folgt. Widerſetze dich nie den Meinungen von Menſchen, die du durch Vernunft nicht überzeugen kannſt; es iſt gar viel leichter,

ihr

ihr Herz zu gewinnen. Wenn du nur erst ihr Herz hast, so läuft ihr Verstand immer, wohin du ihn haben willst.

Die Blumen muß man nicht zertreten, die Gott auf unsern Wegen wachsen läßt. Man muß die Welt nicht fliehen, als bis man nichts Gutes mehr darinn thun kann. Trage darum nur jeder sein kleines Urtheil gegen alles Gute geruhig zu Markte; und was man da entscheidet, werde Regel und Gesetz in Stadt und Land. Was schadet dir das, wenn du darüber lachst. Murre nicht, auch wenn du die Menschen gar nicht gewinnen kannst; aber lerne sie ertragen.

An Höfen und in Städten und bis in die verborgensten und süssesten Ruheplätze der Einsamkeit fielen ja von jeher und überall alle mit dem grossen Haufen nicht laufende Menschen der Schmähsucht ins Maul. Gerne entsagten sie auch darum jedem Anspruch auf den Beyfall der Menschen um sich her. Geruhig zogen sie, um niemand mehr ein Dorn im Auge zu seyn, in einsame Oerter;

aber freylich blieben sie zu ihrem Schaden, unter solchen Umständen, nicht frey von aller Misanthropie. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte; er warf seine Waffen auf die Strasse mit der Erklärung: lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidigt, und nun machte er Verse gegen die Athenienser.

Kein Hofmann hat Herz und Eingeweide, und wünscht sich nicht deswegen zuweilen vom Hofe an den Pflug. Ohne Ekel und Aerger kann er nicht ansehen, wie oft man sich bey Hofe seine Existenz blos durch den Kammerdiener giebt; oder wie Hofdamen den ganzen Tag witzige Einfälle mit Papageyen auswechseln, und dann doch jedes Verdienst anschwärzen, jede Tugend verlachen, und zumal niemand schätzen und preisen, der sein Glück nicht durch die Garderobe sucht. Ihn jammert aller der Ränke und Schliche, durch die man die bestgesinnten Fürsten in Irrthum führt, und oft die scharfsichtigsten verblendet. Er verachtet zwar die Cabalen kleiner Menschen gegen

grosse

groſſe, und zückt die Achſeln, wenn er ſieht, wie jene ſcheelſüchtig an dieſe hinaufblicken, bis ſie ſagen können, nun iſt ein Fehlerchen gefunden; und dann wähnen, wenn das Fehlerchen herumgeflüſtert iſt, nun gelte der groſſe Mann nicht ſo viel als ein Geck. Aber Beichtväter, die den Galgen verdienen, hält er doch nicht für ſo gefährlich, wie die armen ſchwachen Männerchen, denen der Bauch zerſpränge, wenn ſie glaubten, der Fürſt gebe irgend einem vortreflichen Menſchen ein gutes Wort.

Beneidet und gehaßt, beklatſcht und verfolget war Dion von den Hofleuten des jüngern Dionyſius, weil er nicht lebte wie ſie; weil er nicht oft genug in ihre Geſellſchaften kam, und weil er ihre Reden und Geſinnungen nicht liebte. Kammerherren und Hofjunker gaben ſeinen Tugenden die wahrſcheinlichſten Farben des Laſters; ſie verſchwärzten ihn bey dem Dionyſius; ſie hieſſen ſein ernſthaftes Weſen Stolz, und die Freymüthigkeit ſeiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit; ſie ſagten, wenn er einen guten Rath geben wollte,

er mache Satiren, und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verachte sie; und hatten, was den letzten Punkt betrift, Recht.

Alle diese schiefe und falsche Urtheile der Menschen, der verkehrte Gang, den so oft alles in ihren Köpfen hat und nimmt, dieß alles zeigt, daß man bey den menschenfreundlichsten Gesinnungen zuweilen Ursache haben mag, die Menschen zu fliehen.

Nur hassen muß man sie nicht. Schiefe Köpfe und ihre Urtheile muß man verachten; aber sie hassen ist der Mühe nicht werth. Haß vertilget alle Liebe, und was ist ohne Liebe das Leben! Ein kleiner Abweg leitet von gerechter Abneigung für die Menschen zu Menschenhaß, leicht, schnell und fürchterlich. Wer sich ärgert über alle Thorheiten und Fehler, die er sieht; wer dieß alles wiederkauet, auch nur zur Vermehrung seiner Menschenkenntniß; hasset die Menschen, sobald sie ihn beleidigen.

Dann

Dann schwärzt sich seine Galle; dann beobachtet er selbst alles falsch, und beurtheilt selbst alles schief. Dann verfällt er in Argwohn, Misverständniß, Bosheit und Wuth; und wenn endlich Leidenschaft ganz mit seinem Verstande davon läuft, so wünschet er vielleicht vollends mit dem Herrn von Saint Hyacinthe (*) eine einsame Insel bewohnen zu können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackt, verhungert und erfroren ankäme, zu tödten.

Mit diesem schwarzen Gift im Unterleibe und vielem Stolze wird, zumal bey vieler Gelehrsamkeit und grosser Schiefheit des Kopfes, dann alles an solchen Menschen widerhaarig. Sie tragen allenthalben mit sich die Pest ihres Misvergnügens und ihrer Rache. Bald lachen sie satanisch, bald brummen sie wie Bären den ganzen Tag, und

(*) Herr von Saint Hyacinthe war Sohn des berühmten Bischofs Bossuet, und Verfasser des angenehmen Buches: Chef d' Oeuvre d'un Inconnu par le Docteur Mathanasius.

kommen immer zuerst gegen diejenigen, die ihnen mit Freundlichkeit begegnen, in Wuth. Solche Bitterkeit des Sinnes ist ein mächtiger Beweggrund zur Einsamkeit, und zur Feindschaft mitallen guten Menschen.

Mich schauert itzt noch, so oft ich mich eines Ungeheuers aus dieser Classe erinnere das ich in der Schweitz zuweilen sehen mußte. Dieser fürchterliche Menschenfeind kochte zu Hause immer Pandektengift. Mir war beständig, als wenn ich Schlangen aus seiner wilden, ungekämmten Parucke wirbeln sähe. Rother und blauer Aussatz deckte sein Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschigten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Proceß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum, oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedere

dere Leute, liebkoſete jeden Böſewicht, bewirthete jeden Verläumder, regiſtrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advokatiſirte für den Teufel, und war der Vater einer Furie.

Dieſer Helvetiſche Timon befand ſich dabey vortreflich. Er machte ſich täglich jene kleinen menſchenfeindlichen Freuden im Stillen; und lebte in ſeiner Einſamkeit zufrieden und glücklich.

Lucians unglücklicher Timon hatte Gründe zum Menſchenhaß; er bedurfte keiner Sophismen, und philoſophirte in ſeiner Einſamkeit ohne alle Juriſterey. Dieſer einſame Landfleck, ſagte Er, ſoll meine Wohnung ſeyn, und mein Grab. Alles, was Menſch iſt und heißt, ſoll mich künftig anſtinken. Bekanntſchaft, Freundſchaft, Mitleid und Erbarmen ſollen mich nicht mehr beziehen. Unglückliche zu beklagen, Nothdürftigen aufzuhelfen, iſt Schwäche und Verbrechen. Ich will wie die Thiere des Feldes mein Leben hinbringen in der Einſamkeit, und niemand ſoll Timons Freund ſeyn als Timon. Alle Menſchen will ich für

Schurken halten und für Betrüger, Umgang mit ihnen für Entheiligung, und Geselligkeit für Fratzen. Verflucht sey der Tag, da mir Einer von ihnen vors Angesicht kommt. Ich will die Menschen ansehen wie Blöcke von Erz oder Stein; ich will keinen Frieden mit ihnen haben und kein Verkehr; meine Einsamkeit sey eine ewige Gränze zwischen ihnen und mir. Anverwandte, Freunde und Vaterland, heisse ich leere Namen, die niemand verehret als ein Narr. Verachten will ich alles Lob, und vermaledeyen die ekelhafte Schmeicheley. An nichts will ich Vergnügen finden, als an mir selbst. Alleine will ich den Göttern opfern, alleine schmausen; Ich will mein Nachbar seyn und mein Gesellschafter. Mein Lebenlang will ich alleine seyn, und allein, wenn ich sterbe. Ich will berühmt seyn und ausgezeichnet durch mein mürrisches und brummisches Wesen, durch meine widerhaarigen Sitten, durch meine Grausamkeit, durch meinen Zorn, und durch meine Unmenschlichkeit. Stirbt ein Mensch in den Flammen, und flehet er mich an, daß ich das Feuer lösche,

so

ſo will ich Pech oder Oel hinein werfen, damit es beſſer brenne. Wollen die Fluten einen andern verſchlingen, der ſeine Hände nach mir ausſtrecket, ſo faſſe ich ihn bey dem Nacken, und tauche ihn tüchtig herunter, damit er erſaufe.

Man weiß, aus wie ſehr natürlichen Veranlaſſungen Lucian, der witzigſte unter allen witzigen Köpfen in der Welt, dieſen unübertreflich gezeichneten Wahnwitz ableitet. Dieß iſt die äuſſerſte Gränze der Wuth und der Tollheit, wozu Ungerechtigkeit, Undank, und alle Arten von ſchnöder Begegnung einen Menſchen führen könnten, der anfangs ein guter und wohlthätiger Menſch geweſen wäre, wie Lucian ſeinen Timon beſchreibt. Aber nicht nur ſolcher Wahnwitz, ſondern jeder kleine Anſtrich von Melankolie aus ſolchen Urſachen erregt den Trieb nach Einſamkeit. Antonius nannte die Wohnung Timons Haus, die er ſich nach der unglücklichen Schlacht bey Actium bauen ließ; und lebte da, in der Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft, eine Zeitlang, von aller Welt verlaſſen.

Es giebt endlich auch Menschenfeinde genug, die sich über niemand zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit, denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus. So schleicht der Neid, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön, aber beym Anblick der Sonne habe er sich verborgen, und nun erscheine er nur bey Nacht.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile der Menschen, ihre Scheelsucht und ihre Wahrheitsscheu; ohne eine Spur von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in der Seele; ohne irgend ein unsanftes oder einer philosophischen Denkart unwürdiges Gefühl, suchen und wünschen sich doch eine grosse Anzahl von Menschen die Einsamkeit, blos aus Verlangen nach dem Umgang der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker.

Sie

Sie ſtreben nach dieſem gewählten und geliebten Ziel mit Leidenſchaft und Eifer, und haſſen nichts, als was ſie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Jeden Stein wälzen ſie weg; ſie überwinden oder fliehen jede Abhaltung. Aller Trübſinn verſchwindet in Freyheit und Ruhe, und dann ſehnet und ſeufzet man weiter nach nichts. Weit weg von der Geſellſchaft der Menſchen fliehen ſie freilich, aber im Siege mit ſanftem Sinn; und dann ohne irgend eine andere Rückſicht, als Freude über Zeitgewinn und Muſſe, und Liebe für Wiſſenſchaft, Freyheit und Ruhe. Unluſt an Welt und Leben hätten die fürchterlichſten Folgen, wenn nicht Einſamkeit auch die edelſten Vergnügungen demjenigen darböte, der ſie ſucht.

Für jede ſchöne Seele iſt Einſamkeit das Gegengift der Miſanthropie. Aber Seelen voll Begierde nach ihrer eigenen Vervollkommnung; voll Trieb zur Thätigkeit im Stillen und zu gröſſerer Wirkſamkeit und Ausbreitung ihrer Kraft; Seelen, die etwas mehr wirken wollen, als man bey dem all-

alltäglichen Lebenstritt wirket; die auch etwas für Menschen seyn möchten, die sie nicht kennen, und von denen sie nicht gekannt sind; solche Seelen sind berechtigt zum edeln Widerwillen gegen alle Zerstreuung, und zu einiger Nichtachtung für die müssige Art, womit man gewöhnlich das Leben wegtändelt. Treibt aber auch Unlust an Welt und Leben mit solcher Absicht in die Einsamkeit, so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgültig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit. Die Gesellschaft der Menschen verliessen sie für die Stille ihrer Gärten, und ihre freundlich einladende Schatten. Homer mahlte

wol

wol darum die einſamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir, wie Cicero ſagt, durch ſeine Beſchreibungen ſehen, was er ſelbſt nicht geſehen hat. Demoſthenes floh in eine Kammer unter der Erde fern von dem Geräuſche Athens, blieb da ganze Monate, und ließ ſich die Hälfte ſeines Hauptes ſcheeren, damit es ihn nicht gelüſte, dieſe Kammer zu verlaſſen, wo er ſeine Reden ſchrieb. Epikur lebte auf einem Garten. Die berühmteſten Helden Griechenlands und Roms theilten ſich zwiſchen den Waffen und den Büchern, ihren Geſchäften im Felde und der ſüſſen Arbeit im Stillen, und waren eben ſo groß durch Philoſophie, als durch Krieg. In einer ſchauerichten Einöde hub ſich der Kirchenlehrer Hieronymus empor zu männlicher Beredſamkeit und groſſer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt aus dem Dunkeln ſeinen Glanz. Die Druiden räumten die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien, wenn ſie von ihren Amtsgeſchäften frey waren, lebten in Wäldern, unterrichteten in ihrem

rem Schatten junge Leute von groſſer Hofnung, und waren zugleich die Prieſter, Geſetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philoſophen dieſer Völker.

Joſeph, der gröſte aller deutſchen Kaiſer, und einige Könige, die Menſchheit eben ſo hoch und zuweilen höher ſchätzen als ihre Krone, haben blos, um als Menſchen zu leben, und ſich ihren Geſchäften beſſer zu widmen, in unſern Zeiten angefangen, ihre Palläſte und ihre Gärten ſtille und bürgerlich zu bewohnen, und ſich da bedankt für den Hofmarſchalls-Catechiſmus.

Schattigte Gärten und ſtille Landgegenden ſind der geliebteſte Aufenthalt der gröſten Heerführer unſerer Zeit. Noch freue ich mich des erſten heitern Tages, den ich in Deutſchland hatte, als ich in den Wäldern von Antoinettenruh, bey Wolfenbüttel, einen, den berühmteſten Helden des Alterthums durch Liebe für die Litteratur und Kraft und Hoheit des Geiſtes ähnlichen, jungen Helden einſam und gedankenvoll, und mit dem

Blitz

Blitz in seinen Augen lesen sah. Noch glühet mir mein Herz bey der Erinnerung, wie ich bald nachher auf dem Wege von Braunschweig nach Hannover an das ruhige Landhaus Ferdinands, unsers Erretters, kam, und mich, durch das vom Fusse der Alpen mitgebrachte Andenken aller seiner auch in jenen friedsamen Hütten vom Vater dem Sohn erzählten grossen Thaten, innigst bewegt und mit Freudenthränen lehnte auf eine französische Canone vor der Thür.

Zu Sanssouci, wo jener alte Kriegesgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunenden Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabey zu suchen als das allgemeine Beste, und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph; herrschet weit um-

umher eine Stille, in der man den leiseſten Hauch von jedem ſanften Winde höret. Ich beſtieg dieſen Hügel zum erſtenmale im Winter, in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor mir erblickte, ſchon nah war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſey, und was ich wolle? Ich ſah nichts und hörte nichts, und gieng frey und froh umher vor dieſem kleinen und ſtillen Hauſe.

Könige und Philoſophen, Helden und Weiſe, alle nach Licht und Aufklärung und Stärke der Gedanken und Geſinnungen ſtrebende Köpfe, ſuchten in allen Zeiten die Einſamkeit, und empfanden ihre Kraft. Ein Engländer, den ich wegen des Reichthums und der Wahrheit ſeiner Gedanken oft anführe, ſagt: es finde ſich kaum ein Schriftſteller, der die Vortheile eines einſamen Aufenthalts nicht anpreiſe, der ſich und ſeine Leſer mit den Melodien der Vögel, mit dem ſanften

Wehen

Wehen der Gebüsche, und dem Geräusch kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; es finde sich kaum ein Mensch von hohem Geist, ausnehmenden Fähigkeiten, oder durch grosse Thaten erworbenem Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachließ.

Verlangen nach Einsamkeit ist sehr oft Verlangen, sich Menschen mitzutheilen, die man nicht kennt, oder von denen man wünscht, gekannt zu seyn. Ach wie trübseelig verschwendet das Leben an einem Orte, wo der Geist auf die elendeste Weise erschlaffet und hinwelket; wo man immer ausrufen muß: alles ist hier leer, kalt, dürr, todt und öde! Was hundert Meilen weiter Eingang in die besten Köpfe und die schönsten Herzen findet, wird immer da angespyen, wo man es schreibt. Augen, die einen Schriftsteller vorhin mit keinem Blicke würdigten, sehen scheelsüchtig auf ihn, sobald er auch nur ein wenig den Kopf in die Höhe hebt. Wenn ihn dann alle Feinde der Freyheit verfolgen; wenn ihn hinter dem Rük-

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY

ken alle zimpen Damen hohnnecken; wenn man ihn in allen Tribunalen ſchimpft: ſo geht er doch ruhig durch dieſen Mückenſchwarm. Wer Sachen ſchreibt, die den Menſchen zeichnen und treffen, und dann klagt wie Petrarch (*) und Meißner (**), findet antwortende Hezen in allen Jahrhunderten.

Ein Condon der Dummheit umzieht vielleicht in Deutſchland tauſend brave Männer, und raubt ihnen

(*) Petrarcha ſagt: alle Federn, alle Zungen waren gegen mich geſpizt; meine Freunde wurden meine Feinde; der Neid verfolgte mich bis ins Grab; das Volk, das meine Lieder auswendig wußte, zerriß meine Ehre; und von denjenigen, die mich am wenigſten kannten, ward ich am meiſten geſchmäht.

(**) Meißners Klagen gegen ſein Publikum, im deutſchen Muſeum vom Januar 1783, hatten für meine Ohren einen Schwung, eine Neuheit und einen Zauberklang, der mich innigſt bewegte und rührte, der aber freylich Mißton ſeyn wird für Höflinge, zimpe Damen und Tartüffen.

ihnen Gesundheit und Leben. Ach wie viel unvollendetes lassen sie unvollendet; und wie rührend sagen die Besten unter ihnen: ich lebe und liebe, leide und wirke, empfange und gebe, misse und geniesse, besitze und mangle immer mehr! Aber je düsterer und frostiger, kahler und schaaler, Hof und Stadt sind, die solche Seelen einschliessen; desto muthiger und kühner bilden sie doch oft sich selbst. Unser Wieland, dessen Namen die Musen und Grazien itzt so gerne den Zweiflern an den Fähigkeiten und Fortschritten der Deutschen nennen, ward in einer kleinen Stadt in Schwaben, in dem einsamen und unbekannten Biberach, der Stolz seiner Nation, und ein Schriftsteller von mehr Griechischem Geiste, als vielleicht kein Italiener, kein Engländer, kein Franzose.

Wo wurden die größten Philosophen, die größten Staatsmänner, groß? Schrieb Aristoteles seine Bücher unter den Hofleuten des Königs in Macedonien? Schrieb Plato die seinigen in

490219

ren darum alle Lüste der Welt für sie ihren Reitz. Darum gehen in der Römischen Kirche fromme Menschen ins Kloster. Darum giebt Mönchen und Nonnen diese Sinnesart, die nicht allgemeine Religion seyn soll, und auch nicht meine Religion ist, doch zuweilen eine Hoheit des Herzens und der Gesinnungen, vor der ich oft in der Stille meiner Kammer niederfalle, mit Beschämung, Wehmuth und Thränen.

Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritt glauben sie sich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den sie auf ihrer Leiter nicht antreffen. Als Gefässe des Berufes und der Demuth, sondern sie sich oft schon in ihrer ersten Jugend von andern Kindern ab. Wenn diese Blumen sammeln, hucken sie mismüthig in einem Winkel. Wenn diese munter und frölich sind, begießt sie der junge Heilige mit Unrath, oder wirft sie mit Steinen. Dickköpfigt, argliſtig, ungezogen, schmutzig

und

und ſchadenfroh wachſen ſie auf. Sie belauſchen aus ihren finſtern Löchern die Welt, ohne jemals zu verſtehen, was darinn vorgeht; oder laufen keichend aus derſelben weg, wie jener, der die Menſchen floh, damit ſie ihm ſeine gläſerne Naſe nicht zerbrechen. Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegſam; und werden ſie auch in der Einſamkeit die größten Narren, ſo ſind ſie doch in derſelben glücklich, wenn es in ihren Köpfen nur immer ungeſtört rappelt, faſelt und ſpükt.

Den Trieb zur Einſamkeit aus allen bis hieher angebrachten Gründen werden gewiß diejenigen verſtehen, von denen ich verſtanden ſeyn will. Aber es giebt auch vorgebliche Urſachen und Beweggründe dieſes Triebes, aus Liebe zur Mode, aus Ehrſucht, Faulheit, Wolluſt, Heucheley, Begierde, alte Sünden abzukaufen und neue zu begehen.

Leute von Stande ziehen in die Einſamkeit, der Mode wegen. Dieſe will, daß am Anfang

des Sommers alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das Land gehe, und sich alsdann einbilde, nun sey kein Mensch mehr in der Stadt. Ein Philosoph für die Welt hat angemerket, Personen von Stande treiben gröstentheils zu diesem adelichen Marsch, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaft; ihre einzige Absicht sey, eine Scene von Müssiggang mit der andern zu vertauschen, und in der Stille zu schlafen, anstatt öffentlich ihre Nächte durchzurasen. Der gröste Vortheil, den sie von der Einsamkeit haben, sey weiter nichts, als daß sie nun ihr lächerliches Leben in der Verborgenheit fortsetzen, und vor weniger Zeugen ihre Thorheiten verüben. Leute, die ihre Tage dem Müssiggang hingeben, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen. Die Dryaden machen sie nicht weise, sie lernen darum nicht besser denken, urtheilen und handeln, weil sie fern vom Menschengewühl sind. Die meisten Vornehmen, die den Sommer auf dem Lande verwüsten, haben also nach ihrer Rück-

kehr

kehr keinen andern Vortheil, als daß sie die Zeit wie andere ihres Ranges hingebracht, und itzt eben so wie sie, von der Glükseligkeit und Schönheit des Landes plaudern können; von einer Glükseligkeit, die sie niemals fühlten, und von einer Schönheit, die sie niemals schäzten.

Ehrsucht, Liebe und Bequemlichkeit, zum Müssiggang und zur Wollust, sind auch noch in unsern Zeiten die größten Beweggründe zum Klosterleben bey dem Vater, der diesen Stand für seine Kinder wählet; und bey dem Jüngling, der die Glorie sieht, die diesen Stand umgiebt.

Bauren und Handwerker glauben, daß man im Mönchsleben der Armuth und der Verachtung entgehe; und sie irren sich nicht. Viele junge Leute ergreifen den heiligen Bettelsack, weil man ihnen dabey ehrenvolle Aussichten vorspiegelt. Man kann auch stolz in alten Lumpen seyn; denn kein Soldat dünkt sich in seiner Uniform so vornehm, wie ein Bettelmönch in seiner Kutte. Der unwissende Pöbel hat für dieselbe eine fast abgöt-

tische Hochachtung. Nach ihrer Regel widmen sich die Betelmönche nicht einem Stande, worinn man der Welt entsagt, so feyerlich auch sonst ihre Gelübde sind, sondern einem Stande, der sie weit mehr in die Welt wirft, und in ungleich mehr weltliche Angelegenheiten verwickelt, als der Baurenkittel, den sie verlassen. Vormals brauchte jeder Hof bey den wichtigsten Staatsunterhandlungen Betelmönche. In der Regel der Franciskaner sind eben so tief versteckte Absichten von Ehrgeitz und unumschränkter Macht, als in den ehemaligen Constitutionen des Jesuiterordens. Diese schändlichen Zeiten sind zwar vorbey; aber wer doch im Schweise seines Angesichtes sein Brod nicht essen will, verläßt seine väterliche Handthierung, und wird ein Rekrute der Bettelmönche.

Viele haben weder Lust zur Arbeit, noch Lust zum Studiren, und denken, man werde in Klöstern vom Seegen des Himmels fett. Wenn man sieht, wie diese Hommeln allenthalben herumstreichen, um den arbeitsamen Bienen den Honig

des

des Landes zu rauben, so begreift man, wie Abscheu vor der Arbeit und Neigung zum Müssiggang alle Bettelorden vollzählich macht. Weit geringer ist immer die Anzahl derer, die wegen zugestoßener Verdrüßlichkeiten, aus Ungeduld und Verzweifelung, oder aus Abneigung für die Welt, oder aus wahrem Eifer für die Gottseligkeit, oder aus irgend einem fanatischen Triebe, sich in solche Klöster begeben. Die meisten Bettelmönche rief ihre Geburt zur Harke und zur Schaufel, oder zum Hammer und zur Feile; aber sie wollten lieber in Klosterkleidern müssiggehen, im Müssiggange verehrt seyn, und dabey gut essen und gut trinken. Die Mühseligkeiten des Noviziats überwinden sie durch die Aussichten in eine bessere Zunft, und wissen wol, daß wenigstens jeder Mönch, der in seinem Kloster ein Amt verwaltet hat, mehrentheils aus dem Kloster gehen kann, wann, wie lange, wie oft, wohin und mit wem er will. Sie sehen, daß die Bettelmönche eigentlich gar nicht von der Welt abgesondert sind, ob sie gleich alle hinter Mauren wohnen. Allenthal-

hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey ſeiner Tochter ſchläft.

Die Demuth aller dieſer heiligen Väter ſcheint lobenswerth. Sie ſchmiegen ſich und bücken ſich, wo es Noth thut; und wem fällt ein, worauf, zum Exempel, auch wol ein Kapuziner ſtolz ſeyn wollte? Aber ſo oft ich doch in Kapuzinerklöſtern war, und da vor ihrem heiligen Duft die Naſe zuhielt, erinnerte ich mich an die Geſchichte des Diogenes, der einſt in ſeinem Schmutz über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato watſchelte, und dann immer dabey ausrief: ich trete den Stolz des Plato mit Füſſen. Ja, ſagte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Bey unproteſtantiſchen Dummköpfen verwebet ſich allerdings immer ein Begrif von Heiligkeit mit dem Bilde eines Mönchs. Aber eben die entſetzlich groſſe Menge von Dummköpfen in der Welt iſt die Urſache ſo vieler Spitzbuben in allen Ständen. Mancher gleisneriſche Böſewicht verbirgt darum unter einer Kutte ſeine Laſter vor frömmeln.

meinden Seelen, und ſeine inwendige Heßlichkeit durch tiefgeholte Seufzer und an die Erde geheftete Blicke. Son Tche fand ſolche Einſame bey den Chineſern, und nennt ſie eben ſo argliſtige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchleriſche Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit ſuchen.

Alle die angeführten Urſachen und Beweggründe zum Kloſterleben erwecken alſo doch nur einen heuchleriſchen Trieb zur Einſamkeit. Wie viel erhabener etwa der Trieb zur Einſamkeit und zum Kloſterleben unter der Herrſchaft der Römiſchen Kaiſer geweſen ſeyn mag, ſagt einer der gröſten Geſchichtſchreiber mit Worten voll Wahrheit und Kraft, indem er zeigt, wie allgemein beliebte Mönche, deren Ruf an dem Ruhme und den Fortſchritten ihres Ordens hieng, emſiglich bemühet waren, die Anzahl ihrer Mitgefangenen zu vermehren. Sie ſchlichen ſich in edle und vornehme Familien ein; und die blendenden Kunſtgriffe der Schmeicheley und der Verführung wurden ange-

wen-

wendet, um sich solcher Proselyten zu versichern, die Reichthum in die Klöster brachten und Würde in die Möncherey. Mit Traurigkeit und Zorn beweinte vielleicht der Vater den Verlust eines einzigen Sohnes; das leichtgläubige Mädchen ward durch Eitelkeit verführet, die Gesetze der Natur zu brechen; die bejahrte Frau strebte nach eingebildeter Vollkommenheit, indem sie den Tugenden des häuslichen Lebens entsagte. Solche seltene und erlauchte Büssende pries man als den Ruhm und das Beyspiel ihres Zeitalters; aber die Klöster wurden auch durch Schaaren aus dem gemeinsten und niedrigsten Pöbel angefüllt, die durch diesen Tausch weit mehr gewonnen, als sie verliessen. Bauren, Sklaven und Handwerker kamen da aus der Armuth und der Verachtung zu einem sichern und geehrten Beruf, dessen anscheinende Mühseligkeiten gelindert wurden durch Gewohnheit, durch Volksgunst, und geheime Verminderung der Zucht. Roms bedrängte und durch übermässige Auflagen ausgehungerte Unterthanen entgiengen da dem Drucke der kaiserlichen Herrschaft;

ſchaft; und der kleinmüthige Jüngling wollte doch lieber im Kloſter büſſen, als die Gefahren des Soldatenſtandes dulden. Die erſchrockenen Einwohner der Provinzen von jedem Range, die vor dem Einbruch der Barbaren flohen; fanden Schirm und Unterhalt in Gotteshäuſern, wo ſich ganze Legionen begruben; die nämliche Urſache rettete einzelne Menſchen und entnervte das Reich.

Als Roms Biſchöffe allmählig eine unumſchränkte Gewalt ſich erwarben über die Gemüther und Herzen der Menſchen; als ſie Fürſten und Könige an ihrem Seile führten wie zahmes Vieh; als Lügen aus dem Vatikan in der ganzen Chriſtenheit das Wort Gottes verdrängten, und ganz Europa gebunden lag unter dem Joche der Pfaffheit, pries man das Kloſterleben als eine zweyte Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaſchung von allen Flecken der Seele. Der Oberprieſter an der Tiber bediente ſich der Mönche zu Allem; in ihrer Abhängigkeit von ihm waren ſie die auserwählteſten Werkzeuge ſeiner

Ränke, und durch sie vergrösserten sich stromweise die Einkünfte der apostolischen Kammer. Erst machte man die Klöster zu einer Art von Gefängniß oder Verbannung, womit man in den Morgenländern seit dem sechsten Jahrhundert, und in Frankreich unter der Regierung der zwey ersten Königlichen Häuser die größten Herren strafte. Im siebenten Jahrhundert gab schon beynahe jeder Vater einige Kinder in diese heilige Wäsche. Man weihte dem Mönchsstande Kinder in der Wiege. Sie wurden durch eine schriftliche Versicherung den Klöstern geschenkt; sie sollten die Sünden ihrer Familie tragen, und ihr den Himmel verdienen. Mit Bann und Fluch belegte man dieses Geschenk, aus Furcht, der rasche Jüngling oder das blühende und verliebte Mädchen widersetzen sich einst der tollen Schenkung.

Die ganze Christenheit glaubte, man dürfe nur seine Güter den Mönchen zu verzehren geben, so sey ein langes und schändliches Leben ausgesöhnet bey Gott. Wenn gleich der schwächere

Theil

Theil des Adels, um sich vor der Raubbegier des stärkern zu retten, auch zuweilen Schutz bey den Mönchen suchte, und ihnen seine Güter zu Lehnen gab, so tauschten doch die meisten mit aufrichtigem Ernst ihre Aecker und Grundstücke gegen himmlische Schätze. Der Adel raubte auf offener Landstraße, und mordete ritterlich, und genoß jede Verbrechersluſt auf Burgstall und Schloß, und tilgte dann dieß alles durch Allmosen an die Mönche, und war versichert, so komme ein Edelmann geraden Weges in den Himmel.

Durch Bereicherung der Klöster hofte man allgemein, sich jenseits des Grabes den glücklichn Zustand für die Ewigkeit zu erkaufen. Die Franken glaubten der jüngste Tag sey vor der Thür, und ihre Pfaffen sagten ihnen, es sey kein anderer Rath, denselben abzuwenden, als sein Vermögen in die Klöster zu geben; alle Stiftungsbriefe enthielten keine andere Beweggründe, als Erlösung der Seele und Abtilgung der Sünden. Die Hofnung der Seligkeit war für diejenigen noch

gewisser, die mit ihren Reichthümern sich selbst in Klöstern begruben; durch ihre Erniedrigung und ihr Geld erlangten sie gedoppelt die Fürbitte der Mönche, dieser Gesalbten des Herrn und des Römischen Stuhls.

So erbärmlich wurden die Menschen in vielen Jahrhunderten durch Religionswahn geleitet; aber verachten kann man sie deswegen nicht, weil Wahn den grossen Haufen immer allenthalben und in Allem leitet.

Eben so andächtig und eben so fromm als in der christcatholischen Kirche wäre man in Japan, wenn die Menge von gottesdienstlichen Personen, Einsamen, und Klöstern Andacht bewiesen. Aber das Verhalten der Japanischen Mönche und Eremiten zeigt, daß man auch zuweilen alte Sünden abwäscht, um neue wieder zu begehen.

Auf dem Wege von Meaco nach Jedo siehet man auf einem einzigen Berge nicht weniger als dreytausend Tempel. In Meaco selbst zählte man den

den geistlichen Hof von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzigtausend hundert und neun und sechzig Pfaffen. Seit zwölfhundert Jahren blühet der Orden der Jammabos, oder Bergsoldaten von Japan, die ursprünglich nach ihrer Regel gehalten wären, für ihre Götter und die Religion ihres Landes zu fechten. Ihr Leben ist jedoch eremitisch, und ihre Absicht, die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges zu verlassen, und die Kasteyungen des Leibes der Wollust vorzuziehen. Trieb und Drang zur Einsamkeit sind jedoch bey ihnen durch einige Bequemlichkeiten gemildert; denn diese Eremiten steigen zuweilen im Winter von ihren heiligen Bergen herab, baden sich aber täglich in kaltem Wasser, und nothzüchtigen dann auf der Stelle wenigstens alles, was weiblich ist. Der Trieb zur Einsamkeit und zum Klosterleben soll nur darum in Japan so ganz übermässig seyn, weil dort alle Heiligen, alle Mönche und Eremiten, unter dem frommen Denkmantel der Weltverachtung, im

Dienste des Himmels, so geil leben können, als ihnen beliebt; aber bey den Japanern ist wie bey unsern Bettelmönchen der Trieb zur Einsamkeit nur Vorwand, und nicht Zweck.

Diese lange Reihe von Ursachen des Triebes zur Einsamkeit könnte ich noch mehr zerstückeln. Aber mancher würde mich nicht verstehen, dem es leichter scheinen mag, den Menschen zu predigen, als die Menschen zu begreifen.

Temperament und Kränklichkeit haben unstreitig bey vielen der angeführten Ursachen einen mächtigen Antheil. Jede wirket darum hundertfach bey dem einen, und wenig bey dem andern. Der stärkste Trieb zur Einsamkeit ist sehr oft ein unläugbares Merkzeichen zerrütteter Organen. Mehr oder weniger gedrückte und gereizte Nerven wirken leider nur zu schnell, zu tief und zu beharrlich, auf unsere Seele und auf unser ganzes Verhalten, um auch nur den geringsten Zweifel übrig zu lassen, daß man nicht gerade deswegen so oft wünsche,

ſche, alleine zu ſeyn. Menſchenſcheu und Menſchenflucht ſind immer im Gefolge der Melankolie.

Der Antheil körperlicher Urſachen an Hang und Trieb zur Einſamkeit wird ſich jedoch beſſer entwickeln, wenn ich die Menſchen betrachte, die in den Morgenländern zuerſt das Beyſpiel einer Lebensart gaben, womit man Menſchen auf Felſen und in Wüſten lockte, weg aus der Geſellſchaft ihrer Brüder in die angenehmen Wohnungen der Schlangen und der wilden Thiere; und dann auch die Völker, die aus natürlichen Anlagen mehr zur Ruhe und Abſonderung geneigt ſcheinen, als zur Geſelligkeit.

Viertes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Christlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Unter dem brennenden Himmel und in den schauerichten Einöden von Afrika und Asien hat der Mensch entweder einen weit grössern Trieb zur Einsamkeit aus Melankolie, oder einen grössern Hang zur Ruhe aus Trägheit, als in Ländern, wo die Köpfe weniger warm sind, und die Körper durch Sonnenhitze weniger erschlaffet.

So schnell auch in Abendländern eine grosse dem Menge von Klöstern bey der tiefen Nacht einer allgemeinen Barbarey entstand; so viel besser der nordische Körper selbst zur strengsten Möncherey gebaut seyn mag: so wenig wird doch dadurch erwiesen, das Clima habe auf den Trieb zur Einsamkeit keinen Einfluß. Was in Afrika und Asien das Clima oft allein zum Besten der Möncherey ver-

vermochte, that unter dem deutschen und nordischen Himmel die behagliche Absicht in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen und vornehmer Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen.

Der allmächtige Trieb zur Einsamkeit in Afrika und Asien muß aber zuerst erwiesen seyn, bevor ich seine nächsten Ursachen untersuche. Ich muß die mannichfaltigen und verwickelten Veranlassungen desselben nach ihrer ersten Entstehung und Einwirkung aneinander reihen; ich muß zeigen, daß Schwärme von Mönchen und Einsiedlern in den Wüsten von Egypten erzeugt worden sind, wie Schwärme von Insekten aus Nilschlamm. Juden und Christen, Heiden und Türken, haben in jenen Ländern auch so viel gemeinschaftliches, daß man nicht gleich sieht, wo göttliche Inspiration, oder menschlicher Enthusiasmus und wilde Schwärmerey in die Einsamkeit trieben.

Kleine Republiken von Einsamen entstanden schon unter den Juden, nach den einzeln und ehr-

würdigen Beyspielen des Elisa und Elias, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbauten, dem Gedränge der Städte entwichen, und sich von Kräutern nährten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten.

Fabel oder Muthmassung erfüllen beynahe die ersten Capitel von jeder Geschichte, die nicht göttlichen Ursprunges ist. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes ihr Leben nach der viel ältern, und ihnen nothwendig bekannten Art der Egypter in der Beschaulichkeit hingebracht. Wahrscheinlich glaubten in der Folge diese Juden nach einem in Egypten schon eingeführten Lehrsatze, man bringe ohne Tempel und Altäre in milder Ruhe des Geistes und des Herzens dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer. Wahrscheinlich ward dieser Glaube von wenigen nachgehends eine

Lehre,

Lehre, weil man doch immer gerne andern anpreißt, was man selbst thut. Wahrscheinlich gefiel diese einmal beliebte Lebensart auch in den bessern Zeiten der Juden, und erwuchs dadurch in die Sekte, die Pythagoräische Grundsätze mit dem Mosaischen Gesetze zusammenzwang. Gewiß ist, daß die Essäer eine Jüdische der Einsamkeit und der Beschaulichkeit sich widmende Sekte gewesen sind, die vieles von den Heiden und am meisten von den Pythagoräern genommen, und dann allmählig sich verbreitet hat durch Egypten, Syrien und Palästina.

Die Lehren und Meinungen der Essäer waren nicht durchaus einstimmig. Alle kamen darinn überein, der vernünftige Gottesdienst bestehe in Stille und Beschaulichkeit, man mache sich Gott durch strenge Tugend gefällig, und zu dieser Tugend bereite man sich durch eine genaue Diät, und andere Prüfungen. Eine Gattung der Essäer hiessen Theoretici; diese lebten in der Abgeschiedenheit, und in beständigem Nachdenken. Eine andere

dere Gattung derselben hiessen Praktici; diese lebten unter sich in Gesellschaft. Einige unter den letztern waren eben nicht gegen die Heurath; aber sie setzten ihre Weiber erst drey Jahre auf die Probe, und dann umarmten sie dieselben nur so viel, als nöthig war, um mit ihnen Kinder zu zeugen. Ihr Ehbett war also keusch und unbefleckt. Die meisten blieben jedoch unverehlicht, weil sie die Untreu ihrer Weiber bey solchem Verhalten befürchteten, und Hauskrieg bey dem Misfallen über Untreu. Die strengsten und nicht zahlreichen Essäer schmachteten in Egyptischen Wüsten, und führten da ein stilles und hartes Leben, um Gott mit voller Fassung des Geistes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Palästina wohnten und deren Anzahl auf viertausend [illegible] gieng, trugen ganz das Joch der Jüdischen Ceremonien.

Ueberhaupt hatten die Essäer keinen Einfluß in die herrschende Religion und Staatsverfassung der Juden. Vermuthlich hat auch deswegen der Heiland der Welt ihrer nie erwähnet, ob sie

gleich

gleich durch ihre selbst ersonnene und zum Theil von den heidnischen Weltweisen nachgeahmte Heiligkeit die Einbildungskraft blödsinniger Menschen verleiteten, sich einen Weg zum Himmel zu bahnen, der sie von dem Himmel abführte.

Die Therapeuten waren, wie die Essäer, eine Jüdische in Egypten entstandene Sekte. Sie haben wie diese, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient. Nachgehends verbreiteten sie sich auch weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in Egypten, und zumal bey der Stadt Alexandrien. Ihre Lehre und ihr Leben hatte einen höhern und weit mehr schwärmerischen und also auch in diesen Ländern weit mehr gefälligen Schwung; denn sie entfernten sich weit mehr von dem Mosaischen Gesetze, und der gesunden Vernunft. Voll widernatürlicher Begeisterung und abergläubischer Träumerey, verliessen sie ihre Weiber, ihre Kinder und Güter, lebten abgesondert in Cellen und doch beysammen

mehrentheils auf den berühmten Bergen von Nitrien, dem nachherigen Wohnsitz so vieler Christlichen Schwärmer. Neben ihren äusserst strengen Uebungen in der Gottseligkeit, studirten sie da, nach den Lehrsätzen des Pythagoras, Metaphisik, Astronomie und Dichtkunst.

Die Christliche Religion kam durch den Evangelist Markus in Egypten. Er warf die Samen seines Evangeliums in Alexandrien aus, und dieser brachte Egyptische Früchte. Jesus hatte den grossen Zweck bey seiner göttlichen Religion, daß Menschen unter Menschen gemeinnützig leben; treu es Aushalten in geselliger Tugend war nach seiner Lehre der Weg zur höchsten moralischen Vollkommenheit. Aber dieß schien den Egyptischen Christen nicht genug. Sie wollten, weil sie in allem weiter giengen als Jesus Christus, das höchste Ideal aller moralischen Vollkommenheit übertreffen. Ein grosser Kirchenschriftsteller beschuldigt sie sogar, daß nichts ihnen so sehr geschmeichelt habe, als die Kunst selbst eine

Reli-

Religion, welche sie für göttlich hielten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und über die Vorschriften derselben sich zu erheben; daß sie darum eine Bahn betreten, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewisser zu dem Zwecke zu führen und von der Heerstrasse der Laster noch abgelegener zu seyn schien, als die Bahn, die Jesus Christus uns zeiget. Sie vergasen alle Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft; die Einrichtungen des Schöpfers wurden umgestürzet, die Gaben Gottes wurden undankbar verachtet. Aus dem ganzen Geiste und der ganzen Denkart und allen Geschichtschreibern jener Zeit erhellet, daß die Egyptischen Christen glaubten, weiser zu seyn, als der göttliche Stifter Ihrer Religion.

Neuersonnen war also ihre Frömmigkeit, wie jener trefliche Schriftsteller sich ausdrückt, der in Absicht auf die wahre und innere Kerngeschichte des Mönchswesens tiefer sah, als alle Obereite in ihren Cellen und Löchern.

Desto mehr Beyfall fand sie unter den vielen schwermüthigen und traurigen Menschen, da diese schon eine natürliche Abneigung gegen alle Annehmlichkeiten des Lebens hatten. Alle diese milzsüchtigen Phantasten strebten immer nach etwas mehr als der Christ seyn soll; denn nur der hieß ein vollkommener Christ, der durch harte Uebungen der Selbstverläugnung aller Menschheit entsagte. Mann nannte diese überspannten Egyptischen Männer Asceten, das ist, solche, die sich üben, und deren grosser Lebenszweck war, durch diese Uebung und Vorbereitung tugendhafter und vollkommener zu werden am Geiste und am Leben.

Ascetен waren allerdings auch schon die allererſten Christen, wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurücksieht. Aber der eben angeführte Kirchenschriftsteller zeigt wieder vortreflich, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine Art von Speise oder Trank, bey den Aposteln Hinderniſſe der Gottseligkeit hieſſen; denn eben dieſes

sollte

ſollte die groſſe Kunſt der Chriſten ſeyn, der Welt zu genieſſen, ohne ſie zu misbrauchen, und durch ſie zum Dienſte Gottes untüchtig zu werden.

Die Egyptiſchen Aſceten hingegen waren wilde Schwärmer, welche immer mehrere Neuerungen, in guter Abſicht und mit geringer Ueberlegung, aufbrachten. Einige trugen den philoſophiſchen Mantel. Viele hielten es für ein ſehr verdienſtliches Werk, mit ihren Weibern ſich blos im Geiſte zu vereinigen. Alle übten ſich in allem, was die menſchliche Natur quälet, damit die Reizungen der Wollüſte deſto weniger Eingang bey ihnen finden. Sie beteten zwar, wie recht iſt; aber ſie thaten dabey nichts als faſten, wachen und heulen. Sie züchtigten ihren Leib, und übten ſich ſo lange in der Knechtſchaft des Aberglaubens und der Schwärmerey, bis ſie endlich die chriſtliche Religion völlig umkehrten. Es war Sitte unter den Egyptiſchen Aſceten, immer zu glauben, ſie haben geſündigt, alſo auch immer Buſſe zu thun, ohne daß es ihnen die Kirche

befahl, oder sie in Ermangelung dieser Werke von den Sakramenten ausschloß. Sie waren also schon hierinn den Heiden gleich, die sich schmeichelten, durch blutige Zerfetzungen des Gesichts, durch das Sitzen in zerlumpten Kleidern, durch das Wälzen im Staube und die Beschmierung des ganzen Körpers mit Koth, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Die ascetischen Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit; die Jünglinge entmannten sich, in heiliger Wuth, wegen der misverstandenen Lehre, wenn dich ein Glied ärgert, so haue es ab. (*)

Bevor

(*) Aus dieser falschen Exegetik entstand, um das Jahr Christi 240, eine noch weit gefährlichere Gattung von Ascelen. Man nannte sie Valesier. C'étoient des héretiques fort dangereux, sagt ein französischer Kirchenschriftsteller, car croyant que la concupiscence étoit la liberté, ils soutenoient, qu'il falloit en supprimer la source, en se faisant Eunuques; & ils poussoient leur charité & leur zéle jusqu'à faire Eunuque tous ceux, qu'ils pouvoient attraper. C'étoit là leur bonne oeuvre principale.

Bevor Egyptiſche Philoſophie, dieſes berühmte in Alexandrien entſtandene Gemengſel aus den Lehren des Pythagoras und Plato, mit Egyptiſchem Chriſtenthum ſich vermengte und Einſamkeit und Möncherey einzige Beſtimmung des Menſchen und einziger Lebenszweck in den Augen unzähliger Egyptiſcher und morgenländiſcher Unmenſchen ward, gab es alſo ſchon Leute, die ſich von ihren Anverwandten und allem Weltumgang entfernten. Viele von ihnen thaten aber auch dieſes nicht, und entſagten nur allem, was den Sinnen ſchmeichelt, dem Eheſtand, dem Fleiſche, dem Wein, allen nahrhaften Speiſen, allem, was nur den Körper angeht. Aber alle wollten ihre Seele reinigen, und ſie befreyen von allen Leidenſchaften und Lüſten.

Als ſodann aller Aberglauben der Neuplatoniſchen Philoſophie ganz mit dem Chriſtenthum zuſammenfloß, kamen auch in jenes einfachere aſcetiſche Leben mehr Egyptiſche Fratzen. Plato hatte ſchon verführeriſch genug gelehret: das Leben,

des Weisen müsse ein beständiges Bestreben zu sterben seyn, oder den unsterblichen Geist vom zerbrechlichen Leibe zu befreyen. Der einzige Weg, der zur Gottheit hinaufleite, oder das einzige Mittel, was die abgefallenen Flügel der Seele wieder wachsen mache, sey Ertödtung der Sinne und Leidenschaften, und anhaltende Forschung und Anschauung der ewigen Wahrheiten. Der wahre Weise bekümmere sich, von seiner ersten Kindheit an, gar nicht um die Wege, die zu Gerichtshöfen, oder Rathhäusern, oder andern öffentlichen Versammlungsplätzen führen. Er höre und sehe nichts von geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen oder Volksschlüssen, und alles Wetteifern um öffentliche Aemter und Ehrenstellen werde ihm, wie grosse Gastmäler und fröliche Zusammenkünfte, nicht einmal im Traume bekannt. Er wisse nichts weder von der neuern noch ältern Geschichte seines Vaterlandes, und merke es nicht einmal, daß er nichts davon wisse. Er entsage diesem allem, nicht aus Eitelkeit, nicht in der Absicht, selbst mit seiner Unwissenheit zu prahlen, sondern

das

das alles halte er für nichtswürdige Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick verdienen. Der Weise verweile und wandle nur allein seinem Leibe nach unter seinen Mitbürgern, sein Geist hingegen schwebe allenthalben umher, und senke sich entweder unter die Erde hinab, oder hebe sich auch über alle Himmel empor, um die Natur eines jeden Wesens auszuspähen. Müsse er aber sich vor Gericht verantworten, oder vor dem Volke reden, so sey er in der größten Verlegenheit, und werde eben wie Thales, da er in eine Grube fiel, dem elendesten Pöbel zum Gelächter, weil er von allem was zum gemeinen Leben gehört, oder gewöhnlichen Menschen vor den Füssen liegt, gar nichts wisse. Er verachte Hoheit des Standes, unermeßliche durch mehrere Länder fortlaufende Besitzungen, Adel und Alterthum des Geschlechts, ungeheure, von entfernten Vorfahren aufgehäufte, Schätze, als Spielwerke von Kindern, auf die kein grosser himmlisch gesinnter Geist stolz seyn könne. Endlich spotte er aller Künste und Wissenschaften

als unnützer Weibermährchen, diejenige ausgenommen, welche ihn lehre, wie er so geschwind als möglich aus dem irdischen unreinen Wohnsitze der Vergänglichkeit in eine bessere Welt entfliehen könne, wo keine Verwandlung sey, keine Entstehung, und auch kein Untergang.

Hingerissen durch dieses schwärmerische Wortgepränge, begnügten sich die Egyptischen Ascetен nicht etwa nur, den ersten allervollkommensten und unserm Heiland ganz nachgebildeten Christen von Jerusalem gleich zu seyn. Solches Christenthum war für sie zu flach. Alle Platoniker, sagt ein tiefer Erforscher der Denkart dieser Zeiten (*), die am Ende des zweiten, und noch mehr

(*) Herr Meiners, Professor in Göttingen, der in seinen Betrachtungen über die Denkart dieser Zeiten, und auch in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer, gezeiget hat, wie leicht sich deutsche Philosophie mit aller historischen Kunst der Engländer und dem edelsten Styl, unter einer Meisterhand vereinigte.

mehr diejenigen, welche im dritten Jahrhundert lebten, trugen jene Grundsätze des Plato vor, und wurden dadurch nicht nur selbst unbrauchbare Mitglieder, sondern auch Verräther der bürgerlichen Gesellschaft, indem sie derselben junge hofnungsvolle Männer entzogen. Sie wählten eine Lebensart, wodurch diejenigen, die Lehrer, Aufklärer und Besserer ihres Zeitalters hätten seyn können, weiter nichts wurden als unnütze philosophische Mönche.

Alle diese grübelnden und müssigen Schwärmer lehrten ohne Ausnahme, wie der angeführte grosse Mahler alter Denkart und Sitten zeigt, der Mensch werde nur allein durch das Hinaufsteigen zu Gott glücklich; und zu dieser höchsten Glückseligkeit, zur Wiedervereinigung mit Gott, könne er nie gelangen, wenn nicht alle Bande aufgelöst würden, welche die Seele an die Materie fesseln. Sie behaupteten, der ruhige, in der Stille forschende Liebhaber der Weisheit brauche weder dauerhafte Gesundheit noch Athletenstärke, um der

höchsten Glückseligkeit theilhaft zu werden; denn diese könne man nicht anders erreichen, als wenn man alle Leidenschaften allmählig ersticke, und nichts begehre, oder befürchte, über nichts traure, oder sich freue, was man nicht in seiner Gewalt habe zu erlangen, oder zu vermeiden. Also hatten die neuern Platoniker, sagt der vortrefliche deutsche Philosoph, ganz wunderliche Begriffe von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, indem sie Tugenden nicht nach dem Verhältnisse des absichtlichen Guten schätzten, das durch gewisse Fertigkeiten und Handlungen gestiftet wurde, sondern nach dem Grade, in welchem sie uns von der Materie entfernten, und der Gottheit näher brächten.

Solche müssige Grillen und abentheuerliche Phantastereyen flossen nun in Egypten in die Christliche Religion und verdarben sie bis zur Unkennbarkeit. Philosophirende Christen, die sich vornahmen ein Christlich heiligeres und Neuplatonisch erhabenes Leben zu führen, bestrebten sich, ihre

Seele

Seele durch Beſchaulichkeit, Enthaltſamkeit, Einſamkeit und körperliche Qualen von ihrem Körper loszureiſſen, um ſie ſchon in dieſem Leben näher mit Gott zu vereinigen. Ueber alles Irdiſche weggehoben, von allem, was aus der Welt ihnen noch anhieng, gereinigt, hoften ſie ſich himmelhoch zu verlieren im Weſen aller Weſen. Zweyerley Frömmigkeit und zweyerley Tugend entſtand daher in Egypten. Man war gemein fromm und erhaben fromm; fromm daß es jeder ſehen konnte, und fromm daß es nur die Eingeweihten verſtunden. Gemeine Chriſten arbeiteten; erhabene Chriſten ruhten. Alſo war eigentlich die träge und lichtſcheue Myſtik das Produkt aller dieſer Schwärmerey, des übel verſtandenen Evangeliums, der abentheuerlichen Neuplatoniſchen Philoſophie, und dann auch der brennenden Sonnenhitze, in der ſich der Menſch keine gröſſere Glückſeligkeit denket als Kühlung und Ruhe.

Viele Aſceten hatten doch vormals noch in ihren Häuſern und unter Menſchen gelebt. Aber ſeit-

dem sie durch ihre luftige Grundsätze gelernt hatten, aus sich den Platonischen Funken der Göttlichkeit wie Feuer aus einem Kiesel herauszuschlagen, alle ihre Leidenschaften wie Glas zu zerbrechen, alle Eindrücke der Sinne rein zu zerstören, die Seele probhältig zu ihrem Urquell zu erheben, und ihr höchstes Gut in nichts zu suchen als in träger Ruhe, sonderten sie sich alle ab von den Menschen. Am Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert, also in den Zeiten der größten Herrschaft der Neuplatonischen Philosophie, zogen die Ascheten aus den Städten in einsame Oerter, und man nannte sie Mönche, das ist, Einsame.

Einige hatten freylich vorher schon einsam gelebet. Aber der grosse Kirchenlehrer Mosheim hält für gewiß, daß viele blos der Egyptischen Philosophie zufolge, die ihnen durch ihre Lehrer vorgetragen ward, also in der Absicht die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, diese strengere Lebensart wählten.

Sie

Sie lebten nun zuerst in Egypten und nachher in Syrien, in der Entfernung von den übrigen Menschen, entweder beysammen, und wählten sich in hohen und festen Entschlüssen einen Vorsteher, Vater und Aeltesten, nach dessen Führung, Ermahnungen und Beyspiel sie hofften ihren Kampf zu vollenden. Oder dieß schien ihnen auch nicht genug zu ihrem Platonisch mystischen Zweck, weil doch viele befürchteten, durch den Anblick ihrer Brüder, ihre Gespräche, gemeinschaftliche Arbeit und Gebet, die gänzliche Einkehr der Seele in sich selbst zu verhindern, und die erhabene mystische Ruhe, die sie suchten, zu verfehlen. Darum begaben sich diese in Wildnisse und in die abgelegenen Wohnungen wilder Thiere, wo sie ein hartes, trauriges und trostloses Leben führten. Jene hiessen Cenobiten, diese Anachoreten oder Eremiten.

Cassianus ist der erste Schriftsteller, der als Augenzeuge und aus dem Munde der Egyptischen Mönche diese Nachrichten gesammelt hat. Er sagt nach einem dieser Mönche; der Zweck von

jedem

jedem unter ihnen sey eine unbewegliche Gemüthsstille; alles müsse sich in ihm erheben zum geistigen Anschauen Gottes, und zur beständigen Reinheit des Herzens, wodurch man allein Gott sehe; nur Eins müssen Mönche wollen, und dieses Einzige sey Gott. Also war im zweiten und dritten Jahrhundert Mystik der Ursprung aller Möncherey; also war der erste Zweck des Mönchwesens etwas, wovon Millionen Mönche nie gehöret haben und nichts wissen. Also haben Pythagoras, und Plato, und Philo (*), und Egyptens brennende Sonnenhitze und trockner Himmel die Mystik hervorgebracht, und Mystik die Möncherey.

Viele Christen flohen auch in die Wüsten, um den Verfolgungen der Römischen Kaiser zu entgehen, und viele kamen aus der Wüsten nicht wieder zurück. Einer der berühmtesten von denen, welche der Verfolgung des Decius entgiengen, war

(*) Mosheim, der dieß alles in das deutlichste Licht gesetzet hat, findet das ganze System der Mystik dem platonisirenden Juden Philo.

war Paulus, der erſte Chriſtliche Einſiedler aus Theben gebürtig.

Als das Bedrängniß der Chriſten in Egypten den Anfang nahm, ſuchte dieſer edle, reiche und gelehrte Jüngling ſich an einem entfernten Orte auf dem Lande zu verbergen. Allein da man ihn den Heiden entdecken wollte, begab er ſich tief in die wüſten Gebürge; nach einem langen zurückgelegten Wege fand er einen Berg, und an deſſen Fuſſe eine groſſe, mit einem Steine verſchloſſene Höhle. Er gieng hinein, und kam zu einem geräumigen Platz, der oberhalb eine Oeffnung hatte, die ein alter Palmbaum mit weit ausgebreiteten Aeſten bedeckte; auch eine ſehr klare Quelle, die ſich aber, kaum daß ſie hervorgefloſſen war, wieder in der Erde verlor. Auſſerdem gab es in dieſem Berge viele Wohnungen, und in denſelben verſchiedene Werkzeuge zum Münzen, denn zu den Zeiten der Cleopatra nahmen falſche Münzer in dieſen Ort ihre Zuflucht.

Hier wählte Paulus sogleich seinen Aufenthalt. Der Palmbaum gab ihm Kleidung und Speise, die Quelle seinen Trank. Er lebte daselbst unter Gebet und andern geistlichen Uebungen bis in sein hundert und dreyzehntes Jahr, ohngefähr bis gegen 340. Damals ward er dem Antonius bekannt, der in einer andern Gegend dieser Egyptischen Wüsteneyen eine gleiche Lebensart seit vielen Jahren führte, und eben bey dem Paulus ankam, um ihn, als er gleich darauf starb, zu begraben.

Paulus war also der erste unter den Christen mit Namen bekannt und berühmt gewordene Einsiedler, der eine Stufe höher stieg als die gewöhnlichen Ascreten, in seiner wüsten Einöde allem Umgang mit Menschen ganz entsagte, und seine Höhle niemals wieder verließ. Hieronymus nennt ihn den Urheber des Einsiedlerlebens: aber dieses war eigentlich nur eine Erweiterung und Fortsezung des Lebens der Ascreten.

Niemand wird ohne Vergnügen lesen, wie ein deutscher Kirchenschriftsteller, der hellesehende Schrökh, diese neuersonnene Heiligkeit mit seinem philosophischen Auge betrachtet, und mit welchem treffenden Durchblick er das ganze Einsiedlerwesen in wenigen Worten schildert. Wie mußte, sagt Er, der grosse Haufen der Christen den Mann anstaunen, der blos, um desto nachdrüklicher an seiner Seligkeit zu arbeiten, sich großmüthig zum Wilden machte, und für die ganze Welt zum Todten! Wie mußte der grosse Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genuß von allem freywillig entsagte, was die Menschheit für reizend und vortreflich hielt, und dieß alles hingab für unsichtbare Güter! Wie leicht verband man mit den Begriffen von solchen Gesinnungen und Sitten und einer so vollkommenen Heiligkeit die Erwartung wunderthätiger Kräfte. Wie leicht entflammte dann auch der Einsiedler selbst seine Einbildungskraft, indem er so viele für die Welt ihm ertheilte Gaben nicht allein ungenützt ließ, sondern gar erstickte. Es war natürlich,

lich, daß derjenige, der den ordentlichen Weg nicht betreten wollte, auf welchem andere Christen zu einer reifern Tugend gelangten, auf ausserordentliche Dinge wartete, auch wirklich wähnte, er sehe zu seinem Besten Erscheinungen und Wunder. Der heisse Himmelsstrich von Egypten, Syrien und Palästina, begünstigte durch seine Wirkungen auf den Körper diese schwärmerische menschenfeindliche Frömmigkeit. Mancher ward in die Wüste geleitet durch einen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth; ein anderer durch seinen ausgetrockneten Leib, oder sein dickes Blut. Verpflichtete sich hier ein Christ zu dieser hohen Selbstverläugnung aus Furcht vor den Reizungen seiner Sinne: so gerieth dort ein anderer, dem die Welt wegen erlittenen Unrechts und Verdrusses unausstehlich war, oder der alle Reizungen zu schon begangenen Sünden schlechterdings vermeiden wollte, leicht auf einen gleichen Entschluß. Rühmlicher und nützlicher entgieng man freilich der Sünde, durch die Stärke christlicher Gesinnungen, mitten unter den Menschen und der

Ver-

Verführung. Aber manchen Christen konnten auch die kirchlichen Büssungen für die Sünden bewegen, sich in eine Art von Unmöglichkeit zu versetzen, dieselben jemals wieder zu begehen. Doch der Einsiedler betrog sich und seine Bewunderer. Er hofte der Sünde und jeder Veranlassung zu derselben zu entfliehen, und die Sünde verfolgte ihn bis in seinen wüsten Aufenthalt. Schon die scheinheilige Unthätigkeit, in welcher er ruhte, war eine Uebertretung göttlicher Gebote; und das Herz, womit er die Welt überwand, ward überwunden durch Eitelkeit und Stolz.

Solche Betrachtungen beweisen doch, wie mir deucht, daß ich nicht der Einzige bin, der vor dem Heiligenschein der ersten Einsiedler nicht immer den Hut abnimmt. Vielleicht folgt mir auch, nach dieser von fernher gezeigten Aussicht, der ungeduldige Leser itzt lieber in die Höhlen der Cellen, die, dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt, der heilige Antonius mehr in Ordnung brachte, und mit grösserm Enthusiasmus belebte.

Vielleicht lieſt man itzt mit gröſſerer Theilnehmung einige Züge aus dem Leben und dem Charakter eines Mannes, der ſo mächtig auf viele Menſchen gewirket hat, und aus deſſen Sitten und Lebensart der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit behaupten will, er ſey durchaus weder der Melankoliker noch der Schwärmer geweſen, für den man ihn hält, ſondern ein heiterer, kerngeſunder, und gar nicht überſpannter Kopf.

Antonius der groſſe war von Geburt ein Egyptiſcher Bauer. Einige behaupten, daß er leſen und ſchreiben konnte, und von andern wird es geläugnet. In ſeiner erſten Jugend wollte er durchaus keinen Umgang mit andern Knaben haben. Er huckte lieber auf ſich ſelbſt in menſchenſcheuer Geſinnung. Kaum hatte dieſer ſchwarzgallichte Jüngling ſeine Eltern verloren, ſo verſchenkte er auch gleich ſein beträchtliches Vermögen von hundert und fünfzig Morgen Landes an die Bauren ſeines Dorfes, er verkaufte ſein Hausgeräth und gab das Geld den Armen, verließ

nach-

nachher Haus und Hof, und zog, zuerſt an einen einſamen Ort in der Nähe, ſodann von einem Einſiedler zum andern, um ſich mit der hohen Tugend bekannt zu machen, wovon er in der Folge ſeinen Zeitgenoſſen das Beyſpiel gab, und durch ſie der Welt die Lehre.

Der Teufel entzündete ſchon frühe in dieſem groſſen Heiligen das Feuer geiler Luſt. Antonius kämpfte dagegen durch Brodt und Waſſer und ein hartes Lager bey Nacht. Um deſto kräftiger über Welt und Sünde zu ſiegen, verbarg er ſich, in einer ziemlichen Entfernung von dem Dorfe wo er gebohren war, in ein Grab. Dieſer ſeltſame Aufenthalt ſchien ſeine melankoliſche und menſchenſcheue Anlage zu vermehren, und ich darf blos erzählen, was ſeine bewährteſten Geſchichtſchreiber von ihm ſagen, damit man ſehe, wie ſehr ſein Hirn von dieſen erſten aſcetiſchen Verſuchen litt. Er hatte in ſeinem Grabe beſtändige Katzbalgereyen mit dem Teufel, wie er glaubte, und er ſchlug ſich bey aller dieſer Angſt und Unruhe in

dem engen Gewölbe die Glieder so fürchterlich entzwey, daß man ihn für todt aus seinem Grabe in die Kirche des nächsten Dorfes trug. Wahrscheinlich war er epileptisch. Aber kaum kam er in dieser Kirche zu sich selbst, so verlangte er, daß man ihn, seiner Wunden ungeachtet, wieder in sein Grab trage. Augenblicklich war auch der Teufel wieder da; das ist, seine Krankheit befiel ihn wieder. Er ward von neuem verwundet, und behielt seine Wunden lange.

Antonius wollte sich nun mit einem alten Asceten völlig in die Wüste begeben; dieser schlug es ihm ab, weil es etwas Neues wäre. Antonius eilte also allein, in seinem fünf und dreißigsten Jahre, nach der Wüste. Er gieng über den Nil, kam in die Gebürge, und fand da ein altes Casteel, wo er sich noch für zwanzig Jahre einschloß.

Seine Nahrung bestund in diesem Casteel aus altem Brodt, das man ihm alle halbe Jahre brachte,

brachte, und aus Waſſer, das er in ſeinem Caſteel fand. Seine Thür öfnete er weder für die, die ihm Brodt brachten, noch für die, die ihn beſuchen wollten. Aber mit Schrecken und Erſtaunen hörten dieſe Leute oft ein fürchterliches Getümmel und Geſchrey. Sie glaubten, Antonius ſcharmutzire mit dem Teufel; aber eigentlich hörten ſie nur, wie närriſch Er ſich zuweilen anſtellte, oder wie närriſch Er wirklich in ſeinem Caſteel war. Der Anlauf ward aber doch allmählig, unter den heiligen Mauren dieſes verwünſchten Schloſſes, ſo groß, daß Antonius endlich, nach zwanzig Jahren, auf vieles Bitten, wie die heiligen Schriftſteller ſagen, aber aus Langerweile, wie mir deucht, und offenbar zum Beſten ſeiner Geſundheit, ſich entſchloß, ſein Caſteel zu verlaſſen.

Nun verließ ihn ſeine melankoliſche Wuth. Er ward geſellig, unternahm Dinge von wichtigem Zweck, verſammelte viele hie und da für ſich lebende Einſiedler um ſich her, und gewöhnte ſie an

eine gemeinſchaftliche Lebensart. Sie rückten ihre Wohnplätze näher zuſammen, und kamen einander zu Hülfe in ihren Gebetsübungen und in den Bedürfniſſen ihres Lebens. Antonius that nun Wunder über Wunder an kranken Körpern und Seelen, und bereckte eine groſſe Menge von Menſchen, ſich auch in die Einſamkeit zu begeben, ſo wenig er ſich ſelbſt, im Grunde, der Einſamkeit bis hieher rühmen konnte; denn bey ſeinem Aufenthalt im Grabe und auf dem verwünſchten Caſteel war er offenbar nicht recht im Kopfe.

Viele gaben ihm Gehör, und bauten ſich Hütten, die man damals einſame Mönchswohnungen (monaſteria) hieß, in den dortigen Gebürgen. Ueber alle führte Antonius als gemeinſchaftlicher Vater die Aufſicht. Dieſer Zug zur Einſamkeit ward immer gröſſer, und er bevölkerte immer mehr die Wüſten umher. Vielleicht trugen die noch fortwährende Verfolgungen viel dazu bey; aber als auch die Kirche wieder Frieden hatte, kamen doch noch immer wieder andere Flüchtlinge aus

der

der Welt in dieſe Einſiedeleyen. Der Ort, wo Antonius die erſten Einſamen um ſich her verſammelte, hieß Phaium, und einer ſeiner erſten, berühmteſten und wirkſamſten Lehrjünger war der heilige Hilarion.

Hilarion kam aus Neugier, als ein junger Student von Alexandrien zu Antonius, und mit dem Mönchskleid gieng er wieder von ihm weg. Die Melankolie hatte aber anitzt den heiligen Antonius ſo ſehr verlaſſen, daß er wirklich zu geſellig und zu redſeelig ward. Dieß misfiel dem ſtrengen Hilarion. Unausſtehlich war ihm das Gedränge um den heiligen Antonius her, und alle die Unruhe und aller der Unfug von Leuten, die ſich von dieſem Gaßner (*) jener Zeit wollten Teufel aus-

(*) Gaßner, ein oberdeutſcher Prieſter, wie man weiß, hatte vor wenigen Jahren in Oberdeutſchland den Ruf, daß er eine groſſe Menge Krankheiten durch Beſchwörung des Teufels heile. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man alſo den Teufel für

treiben lassen, die sie nicht hatten. Hilarion gieng deswegen nach seinem Vaterlande zurück, um

für die nächste und wesentliche Ursache aller dieser geheilten Krankheiten hielt. Das war viel für unsere Zeit. Aber noch weit seltsamer ist, daß Gaßner wirklich Kranke durch seinen Exorcismus auf der Stelle und für eine lange Zeit geheilet hat, deren Geschichte ich kenne, und die ich, und andere weit geschicktere Aerzte als ich bin, nicht heilen konnten. Wir hätten sie auch geheilet, wenn wir solche Einwirker auf die Seelen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freilich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit, vermittelst dieser Wegschaffung des Teufels. Aber daß Gaßner Nervenkranke curirt hat, durch eine äusserst frappante Herrschaft über Imagination und Nerven des Pöbels, davon bin ich völlig überzeugt. Seltsam genug war es übrigens auch, daß bald nach der Zeit, da Herr Lavater allenthalben die Lehre

von

um da alleine und entfernt von ſolchem Geplauder zu leben. Antonius ſchenkte ihm beym Abſchied, zum Andenken ſeiner Freundſchaft, einen Schafspelz; und ſeine Achtung war auch in der Folge für Hilarion ſo groß, daß er gewöhnlich den Leuten ſagte, die aus Syrien zu ihm kamen, um ſich ihre Teufel austreiben zu laſſen, warum ſie nicht zu dem Hilarion gegangen ſeyen, der eben ſo gut Teufelaustreiberey verſtehe, als Er ſelbſt?

Antonius war nunmehr nicht ſo wol eigentlicher Einſamer, als vielmehr Prediger der Einſamkeit, und hochberühmter Teufelaustreiber. Strenge war ſein Leben ſonſt noch immer genug. Auf dem bloſſen Leibe trug er ein härenes Hemd,

von der noch immer fortdaurenden Möglichkeit der Wundergaben rege zu machen ſuchte, dieſer catholiſche Prieſter in Schwaben und Bayern dieſen Spuk erregte, und praktiſch das zu thun ſchien, was Herr Lavater in Zürich exegetiſch verhieß.

über dieſes einen Mantel von Schafspelz, und auf dem Kopf eine Kaputze. Schmutzig mag er ausgeſehen haben; denn er wuſch und reinigte ſich niemals, und ließ alſo den Thierchen, die zwiſchen Haut und Haaren wohnen, freyes Feld. Er aß wol zuweilen um drey Uhr des Nachmittages, aber gewöhnlich nur nach Sonnen Untergang, öfters erſt nach zwey, drey und vier, auch wol erſt nach fünf Tagen. War er auch alsdann erſchrecklich hungrig, ſo begnügte er ſich doch mit ſechs Unzen altem trocknem Brodt, das er in Waſſer einweichte, und ein wenig Salz. Zuweilen aß er einige Datteln, wenn er Palmbäume fand. In ſeinem hohen Alter erſt durften ſeine Jünger ihm alle Monate einmal Oliven, Oehl und Gemüſe bringen.

Für ſeine Patienten hielt Antonius Tafel, wie Michel Schuppach in Langnau. Aber bey weitem nicht ſo gut; denn ſeinen Patienten und Gäſten gab er weiter nichts zu eſſen, als von ihm ſelbſt gepflanzte, und vermuthlich ungekochte Kräuter.

Bey

Bey Tiſche war Antonius auch wirklich nicht ſo luſtig und amüſant und amüſabel wie Schuppach; denn vor der Mahlzeit ſagte er zwölf Pſalmen her; er wiederhohlte auch wol den nemlichen Pſalm zwölfmal, und zwölfmal betete er noch zwiſchendurch. Von Tiſche gieng er mit ſeinen Gäſten wieder znm Gebete, ſagte wieder zwölf Pſalmen her, zwiſchendurch wieder zwölf Gebete; und dann ruhete er aus.

Er ſchlief auf einer Decke von Rohr, und zuweilen auf der bloſſen Erde. Aber faſt gewöhnlich legte er ſich nicht zum Schlafen hin, ſondern er wachte und betete durch die ganze Nacht. Andere male, nachdem er ein wenig geſchlafen hatte, ſtand er um Mitternacht auf, und betete mit ausgeſtreckten Armen bis zum Aufgang der Sonne, zuweilen bis des Nachmittags um drey Uhr. Er ſchämte ſich, daß er ſchlafen und eſſen mußte. Dieſe Abhängigkeit von ſeinem Körper und von ſeinem Magen war ihm ſo widerlich, daß er ſich zuweilen mit den Brüdern zwar zu Tiſche ſetzte,

aber

aber dann plötzlich aufstand, weggieng, und entweder fastete, oder alleine aß. Ob er gleich fast nicht leiden konnte, daß man ihn essen sah, aß er doch zuweilen mit den Brüdern, nur um Gelegenheit zu haben, ihnen gute Lehren zu geben.

Wenn die Kranken zu häufig auf ihn losstürmten, gieng Antonius abseite, und lebte alleine, so lange er es aushalten konnte. Aber dann hatte er auch, ab und zu, eigentliche und wahre Langeweile, wie man aus verschiedenen alten und heiligen Schriftstellern sieht, die der fromme und gelehrte Tillemont anführt. Als ihn daher dieser Seelentod einst in der Wüste anschlich, beklagte er sich im Gebete zu Gott, er könne aus Langerweile sein Heil nicht mehr befördern. Sofort hatte Antonius eine Erscheinung, die ihn zurechtwies. Er sah sich selbst, sitzend und arbeitend, dann von der Arbeit weggehend zum Gebete, dann wieder sitzend und beschäftigt, eine Decke aus Palmblättern zu flechten, dann wieder betend.

Der

Der Schluß aus dieſer Viſion war: das beſte Mittel gegen Gähnſucht uud Langeweile ſey Arbeit. Antonius flocht alſo nun gewöhnlich Decken. Er beſchäftigte ſich auch, wenn er ſonſt eben keine Teufel auszutreiben hatte, mit Ackerbau und Gärtnerey.

Einen damals gar nicht ungewöhnlichen Einfall hatte Antonius im Jahre 312; er verließ plötzlich ſeine Einſamkeit, und gieng nach Alexandrien, um ſich da hinrichten zu laſſen. Dieß gelang ihm nicht; auch kam er verdrießlich wieder in ſeine Celle zurück, verſchloß ſich, wollte nicht ausgehen, wollte keinen Menſchen ſehen und ſprechen. Aber an den Kranken, die ihn noch immerfort beſuchten, um von ihm geheilt zu werden, geſchahen itzt Wunder, wenn ſie auch der heilige Doctor nicht ſah und ſprach.

Lange konnte Antonius jedoch auch dieſe Beſuche nicht aushalten, denn ſie ſtörten ſeine Ruhe, und beleidigten durch die Ehre, die man ihm zu

erwei-

erweisen glaubte, seine Demuth; oder schienen ihm auch läppisch und abgeschmackt, wie es alle Besuche sind, die man berühmten Männern macht, um sie anzugaffen. Er gieng also tiefer in die Wüste hinein, und wählte nah an dem rothen Meer, zum letzten und herrlichsten Ziele seiner Laufbahn, den Berg Colzim. Wasser und Palmbäume fand er da; er säete auch Weitzen aus, und machte sein Brodt selbst, damit nur niemand zu ihm komme, unter dem Vorwand, ihm Brodt zu bringen. Uebrigens hatte er auf dem Berge Colzim anfangs keine andere Gesellschaft als eine grosse Menge Teufel, die ihn immer aus seiner Einsamkeit vertreiben wollten, und die gewiß auch gegen die Einsamkeit geschrieben hätten, wenn Antonius hätte lesen können.

Der hohe Colzim lag in der Wüste, die zum rothen Meere führet, zwischen Babylon und Heraclea; aber doch von Babylon durch eine so fürchterliche und unwirthbare Wüste entfernt, daß man für diejenigen eine Cameelpost anlegen mußte, die

die den heiligen Antonius in der Folge aus den nächsten Städten besuchten, so sehr er sich auch gegen alle Besuche sträubte, und so widerhaarig er auch gewöhnlich die vermaledeyte Brut der nahen und fernen Visitenmacher anblickte.

Sonst war dieser Berg noch angenehm genug, felsicht, hoch, und nur von tausend Schritten im Umkreis. Aus seinem Fusse floß ein kleiner leiser Bach, dessen Ufer eine grosse Menge von Palmbäumen beschatteten. Antonius hatte Weinstöcke da gepflanzt und Bäume, und ein Gärtchen angeleget, und den Acker gebaut. Dieß machte ihm viele Arbeit, war aber auch ein herrliches Mittel gegen Langeweile. Gewöhnlich kamen eine Menge Waldesel und andere Thiere der Wüste, um aus dem kleinen Bach zu trinken; aber bey dieser Gelegenheit verheerten sie dann auch das Gärtchen des Antonius, und alles, was er pflanzte und säete. Eines Tages befahl deswegen der grosse Heilige einem Waldesel, der die übrigen führte, er soll stillestehen. Das that der Esel. Nun gab

ihm

erweiſen glaubte, ſeine Demuth; oder ſchienen ihm auch läppiſch und abgeſchmackt, wie es alle Beſuche ſind, die man berühmten Männern macht, um ſie anzugaffen. Er gieng alſo tiefer in die Wüſte hinein, und wählte nah an dem rothen Meer, zum letzten und herrlichſten Ziele ſeiner Laufbahn, den Berg Colzim. Waſſer und Palmbäume fand er da; er ſäete auch Weitzen aus, und machte ſein Brodt ſelbſt, damit nur niemand zu ihm komme, unter dem Vorwand, ihm Brodt zu bringen. Uebrigens hatte er auf dem Berge Colzim anfangs keine andere Geſellſchaft als eine groſſe Menge Teufel, die ihn immer aus ſeiner Einſamkeit vertreiben wollten, und die gewiß auch gegen die Einſamkeit geſchrieben hätten, wenn Antonius hätte leſen können.

Der hohe Colzim lag in der Wüſte, die zum rothen Meere führet, zwiſchen Babylon und Heroclea; aber doch von Babylon durch eine ſo fürchterliche und unwirthbare Wüſte entfernt, daß man für diejenigen eine Cameelpoſt anlegen mußte,

die

curirte er oft durch die Kraft seines Glaubens und Gebets. Zuweilen curirte er sie aber auch nicht; und dies machte ihn nicht traurig und betroffen, wie ich es wahrlich an seiner Stelle gewesen wäre, sondern er verwies sie, kurz und gut, zur Geduld.

Von dem Berge Colzim gieng Antonius auch wieder oft nach Phaium, wo er seine ersten Schüler um sich her in kleinen Hütten versammelt hatte. Dieß geschah aber doch nicht so häufig, als man es verlangte, weil jener Ort von diesem drey Tagreisen und drey Nachtreisen entfernt war, und weil der Weg durch eine Wüste gieng, wo man kein Wasser fand. Alle fünf, zehn, oder zwanzig Tage verließ Antonius seinen heiligen Berg, und begab sich nach einem noch ziemlich von da entfernten Orte, Pispir genannt, wo eine Menge Cenobiten lebten. Hier nahm er gerne Besuch an. Auch fragte er gleich, wenn er hinkam, ob Fremde da seyen? Sagten ihm die Mönche ja, so fragte er: sind es Egypter oder

ihm Antonius einen sehr sanften Hieb mit einem Rüthchen, und dabey befahl er ihm und seiner Gesellschaft, im Namen des Herrn, sie möchten nun ihr Lebenlang nicht wieder in sein Gärtchen kommen. Und die Esel begnügten sich blos, aus dem kleinen Bache zu trinken, und kamen nicht wieder in das Gärtchen.

Antonius der grosse hatte gewöhnlich seine Residenz in einer engen Höhle dieses Berges, die nicht gröſſer war als er selbst. Zur Veränderung hatte er sich aber, oben auf dem Berge, noch zwey Cellen von gleicher Gröſſe in die Felsen gehauen, und mit Thüren versehen. Er begab sich dahin, wenn er sich vor dem Visitenzwang retten wollte.

Dieser überstieg itzt wieder alle Begriffe, sobald Antonius wieder aufgespürt war. Es gab Besuche von allen Enden und Orten, von Mönchen und Müssiggängern und Kranken. Den Mönchen gab er vortrefliche Lehren. Die Kranken

curirte

curirte er oft durch die Kraft seines Glaubens und Gebets. Zuweilen curirte er sie aber auch nicht; und dies machte ihn nicht traurig und betroffen, wie ich es wahrlich an seiner Stelle gewesen wäre, sondern er verwies sie, kurz und gut, zur Gedult.

Von dem Berge Colzim gieng Antonius auch wieder oft nach Phaium, wo er seine ersten Schüler um sich her in kleinen Hütten versammelt hatte. Dieß geschah aber doch nicht so häufig, als man es verlangte, weil jener Ort von diesem drey Tagreisen und drey Nachtreisen entfernt war, und weil der Weg durch eine Wüste gieng, wo man kein Wasser fand. Alle fünf, zehn, oder zwanzig Tage verließ Antonius seinen heiligen Berg, und begab sich nach einem noch ziemlich von da entfernten Orte, Pispir genannt, wo eine Menge Cenobiten lebten. Hier nahm er gerne Besuch an. Auch fragte er gleich, wenn er hinkam, ob Fremde da seyen? Sagten ihm die Mönche ja, so fragte er: sind es Egypter oder

Leute von Jerusalem? Nun logen die Mönche. Denn wenn Leute da waren, die den Antonius nicht für Sachen von Wichtigkeit zu sprechen hatten, sagten sie, es seyen Egypter da; waren es aber Leute von grossem Glauben an den Antonius, so sagten sie, es seyen Leute da aus Jerusalem. Sagten sie, es seyen Egypter da, so befahl Antonius, daß man ihnen Linsen koche und ihnen zu essen gebe; dann fertigte er sie aber mit einem Gebet und einer kurzen Ermahnung ab. Sagte man ihm, es seyen Leute aus Jerusalem da, so ward er sehr sprachseelig, setzte sich zu ihnen nieder, und schwatzte mit ihnen von Heilssachen die ganze Nacht hindurch. Also war wirklich Antonius gegen Ausländer höflicher als gegen seine Landsleute.

Zuweilen gieng Antonius auch von seinem Berge herab auf entfernte Reisen, und zumal öfters nach Alexandrien, wo viele Unterdückte ihn um seine Fürsprache bey der Obrigket baten. Aber

er

er eilte, ſobald er dieſelbe angebracht hatte wieder in ſeine Einſamkeit zurück.

Einen ſehr merkwürdigen Beſuch machte er in ſeinem neunzigſten Jahre bey Paul dem erſten Einſiedler, der ſchon neunzig Jahre her, allen übrigen Menſchen unbekannt, alleine, und verborgen lebte. Der alte Kopf des groſſen Antonius ward auf dieſer Reiſe wieder auſſerordentlich warm, denn das meiſte, was er davon erzählte, zeigt, er habe mit offenen Augen geträumt.

Schon unterwegens wollte Er mit einem Ungeheuer geſprochen haben. Es war halb Menſch, halb Pferd, und bat ihn im Namen eines ganzen Haufens ſeines gleichen Gott für ſie anzurufen. Solche Ungeheuer ſieht man nicht, wenn man recht im Kopfe iſt. Sodann ſagte Antonius, habe gleich nach ſeiner Ankunft ein Rabe doppelt ſo viel Brodt gebracht, als er ſonſt dem Paulus ſeit ſechzig Jahren her zu bringen gewohnt war. Aber dieß iſt noch nicht alles; denn Paulus eröfnete

seinem Freunde, daß sein Ende bevorstehe, und damit er ihm die schmerzhafte Gegenwart bey seinem Tode ersparen möchte, bat er ihn, zur Einwickelung seines Leichnams einen ihm von Athanasius geschenkten Mantel zu hohlen. Als Antonius mit dem Mantel zurückkam, spükte es nun wieder so in seinem Kopfe, daß er nicht etwa den Paulus ganz natürlich todt fand, sondern er sah seinen unsterblichen Theil ganz glänzend zum Himmel aufsteigen, zwischen Schaaren von Engeln und Apostеln. Was aber sterblich an dem Paulo war, seinen todten Körper, fand er in der Stellung eines Betenden knieend. Er beerdigte ihn mit Hülfe von zwey Löwen.

Antonius mußte sich nach dieser fieberhaften Reise doch auch schwach gefunden haben, denn nachdem er wieder auf seinem heiligen Berge angekommen war, wählte er sich zu seiner beständigen Gesellschaft zwey seiner Schüler, damit sie ihm bey seiner zunehmenden Schwächlichkeit einige Dienste leisten.

Unter

Unter den vielen Besuchen, die Antonius theils in dem Kloster Pispir, theils auf seinem Berge hatte, befanden sich auch zuweilen Ketzer. Aber Ketzer, und zumal Arianer, konnte Antonius nicht ausstehn. Einige Arianer besuchten ihn auf seinem Berge, die er auf der Stelle wegjagte. Allen Ketzern überhaupt war Antonius auch so fürchterlich gram, daß er kurz vor seinem Tode noch eine Reise nach Alexandrien that, um den Ketzern da zu fluchen. Auch sogar auf seinem Sterbebette zeigte sich seine Intoleranz noch durch eine kräftige Ermahnung an seine Lehrjünger, womit er ihnen befahl, nie mit keinem Ketzer umzugehen.

Auch von Philosophen hatte Antonius zuweilen Besuch; und diese kamen, um sich über ihn lustig zu machen, und ihn als einen Idioten und als einen Tölpel zu verlachen. Dieß mislang ihnen, wie man leicht denken kann. Cassianus erzählet, einige Philosophen, die sich bekanntlich damals sehr mit der Magie abgaben, haben ihm auch,

zum bloſſen Schabernack, eine Menge Teufel vom erſten Range auf den Hals gehetzet. Aber Antonius war ſchußfrey, wie man weiß, vor allen Teufeln des erſten und vor allen Teufeln des zweiten Ranges.

Ein paar andere Philoſophen ſpöttelten ihn; er ſchlug ſie aber auf der Stelle damit nieder, daß er ein paar Teufel vor ihrer Naſe austrieb. Andere Philoſophen fragten ihn, wie er doch ohne Bücher leben könnte? Antonius gab erhaben zur Antwort: mein Buch iſt Gott und die Natur. Einmal ſagte er auch vortreflich: es kommt eine Zeit, da die Menſchen Narren ſeyn werden, und wenn ſie dann einen Menſchen ſehen, der kein Narr iſt, ſo werden ſie ſich gegen ihn auflehnen, als wäre Er, weil er nicht iſt wie ſie, der einzige Narr in der Welt.

Eine Anekdote ſteht in dem Coptiſchen Märtyrerbuche, woraus man ſchlieſſen kann, Antonius habe mehr als einmal recht gute prophetiſche Blicke

in

in die Zukunft geworfen. Seine Jünger saſſen einſt um ihn her, und bewunderten die Menge von Menſchen die ſich der Einſamkeit widmeten, um den Eifer mit dem ſie fortſchritten auf dem Pfad der Tugend. Wird das auch noch lange dauren, fragten ſie den Antonius? Er erwiederte ihnen mit Thränen: ach es wird eine Zeit kommen, da die Mönche anſtatt in Höhlen zu wohnen nach den größten Städten ziehen werden; da werden ſie ſich Palläſte erbauen, gut eſſen und gut trinken, und von den übrigen Weltlingen ſich durch nichts unterſcheiden, als durch ihre Kleider, durch ihre Kaputzen, und durch den eiteln Stolz auf ihren erſten Stifter.

Ein herrliches moraliſches Wort kam auch aus dem Munde des Antonius, als man einen Mönch in ſeinem Kloſter eines Vergehens wegen heftig ausgefilzt hatte. Dieſer Mönch gieng nach dem Antonius, um ſich über dieſe Härte zu beklagen; die übrigen Mönche galoppirten ihm nach, um ihn zurück zu zerren, und ſcholten ihn noch ärger

in Gegenwart des Antonius. Eben war der heilige Paphnutius auch da. Als er dieſen Mordslerm hörte, ſagte er den Mönchen: ich ſah einſt am Ufer eines Fluſſes einen Menſchen bis an die Knie im Moraſt ſtecken; einige kamen herbey, reichten ihm die Hände um ihn herauszuziehn, und ſtieſſen ihn in den Moraſt bis an den Kopf. Das iſt nach der Wahrheit geſprochen, erwiederte Antonius; Paphnutius, du verſtehſt, wie man Seelen rettet.

Aus der Freude, mit welcher ich auch ſolche edle Züge anführe, wird jeder billige Leſer ſehen, daß ich nicht unbillig gegen den heiligen Antonius bin. In meinem Leben hat es mir nichts gekoſtet, von einem Manne, deſſen Schwäche ich kenne und zeige, auch das wirklich groſſe und gute zu ſagen, ſobald ich es ſehe. Aber die ſchiefen Köpfe, die den Antonius für einen Mann halten, der Engelsverſtand ſein Lebenlang hatte, mögen nun freilich auch zuſehen, wie ſie mit mir fertig werden, da ich ihnen ſo deutlich zeige, daß es

viele

viele und lange Zeiten in dem Leben dieſes berühmten und Egyptiſchen Bauers gab, in welchen er verrückt im Kopfe war.

Thorheit ſchadet dem Ruhme nicht; denn deſſen ungeachtet gieng das Gerücht von dem Heldenleben dieſes Bauers bis an den Hof des Kaiſers Conſtantinus, der auch deswegen an den Antonius als an einen Propheten ſchrieb, und ſich einen Beſuch von ihm ausbat. Sein Ruhm erſcholl über den ganzen Erdboden. Groß und weit verbreitet war ſeine Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen; und allerdings mußte Antonius, ſo ſchwach und elend er auch in ſeiner Jugend geweſen war, bey mehrern Jahren Nerv und Kraft und gute Lungen haben, um ſo vielen Menſchen die Luſt zum Leben wegzuplaudern.

Seine letzte Reiſe nach Alexandrien beſchleunigte wahrſcheinlich ſeinen Tod. Er watſchelte hin um den Ketzern zu fluchen, und Ketzern flucht man nie ohne Galle; die immer gefährlich iſt,

und die gewöhnlich in ſolchem Alter tödtet. Was den Herrn von Voltaire in Paris umbrachte, half ſodann auch nicht wenig, wie mir deucht, zu dem Tode des groſſen Antonius in Alexandrien. Die Alexandriner waren wie die Pariſer ein luftiges, neugieriges, regſames und feuervolles Volk. Ein fremdes Thier oder ein groſſer Mann ſetzten ganz Alexandrien in Bewegung. Auch war bey dieſem allerletzten Aufenthalte des Antonius in Alexandrien das Gedränge von Chriſten und Heiden um ihn her ſo ausſchweifend, daß der arme Sonderling darunter erliegen mußte. Alle Alexandriner wollten den groſſen Mann ſehen, der ſo viele Teufel ausgetrieben hatte; und viele berührten nur ſeinen Rock, in der Hofnung, dadurch werden ihnen auch wenigſtens ein paar Teufel abgehen.

So ſchloß ſich alſo das Ende der langen und glorreichen Laufbahn des groſſen Antonius, im hundert und fünften Jahre ſeines Lebens. Er ſtarb auf ſeinem heiligen Berge in den Armen

ſeiner

seiner zwey Mönche, gleich nach seiner Rückkehr von Alexandrien; und hinterließ dem Erzbischof Athanasius (*) einen seiner härenen Röcke, dem Heiligen Macarius seinen Stock, und allen Einsamen sein Beyspiel.

Der Name des Antonius ist groß geblieben bis auf unsere Zeit, denn in allen Klöstern wird er angebetet. Als ein Mann der sich göttlicher Er-

(*) Athanasius, Patriarch und Erzbischof zu Alexandrien, hat seine dankbaren Gefühle für dieses wichtige Vermächtniß verewiget; denn er ist bekanntlich der Lebensbeschreiber des grossen Antonius. Auch verehret die Römische Kirche noch itzt den Athanasius als einen grossen Heiligen. Dessen ungeachtet nahm ihm im Jahre 335. das Concilium von Tyrus seinen Hirtenstab. Man beschuldigte den heiligen Mann, er habe ein Mädchen genothzüchtiget, einen Bischof umgebracht, und einen Kelch zerbrochen. Es soll ihm zwar gelungen seyn sich dieser Verbrechen wegen zu rechtfertigen aber er blieb abgesetzet, und man verbannte ihn von Alexandrien nach Trier.

Erscheinungen rühmte, als Wunderthäter, als Muster aller Mönche und oberster Heiliger aller Mystiker, verachtete er natürlicher weise alle Gelehrsamkeit. Sie war den mystischen Grundsätzen des Mönchsstandes im Wege. Durch einsame Betrachtungen, Gebet, inneres Gefühl, fruchtbare Einbildungskraft und strenge Enthaltsamkeit hofte man zu einer weit vollkommenern Religionserkenntniß zu gelangen, als durch alle Anstrengung der Verstandskräfte. Aber alle diese Vorzüge zur Gottseligkeit sind doch bekanntlich nicht der ächte Geist des Christenthums.

Solche Beyspiele der erhabensten Gottseligkeit, wie Antonius hatte geben wollen, erzeugten bald einen unglaublich grossen Haufen christlicher Sonderlinge und Abendtheurer. Egypten, Lybien, Syrien, Arabien und Palästina wimmelten von dieser neuen Gattnng von Frommen; sie verbreiteten sich bis in Ethiopien und Abyssinien. Alle waren Lehrjünger des Antonius und Erben seiner hohen Tugend. Jeder bestrebte sich in seinem

Vater-

Vaterlande das Leben und die Kraft seines grossen Lehrers zu erreichen. Einer ermunterte den andern auf dieser dornichten Bahn; jeder verbreitete, so weit er konnte, diese göttliche Philosophie. Man besuchte aus den entferntesten Ländern die Jünger des Antonius und ihre Schüler. Ihr erhabenes Leben und ihr heroisches Ausdauren bey diesem Leben machte sie berühmt und demüthig; denn diese grossen Männer waren eben so gerne unbekannt, sagt Sozomen, als ihre eitelen Nachfolger von Weltruhm gierig.

Antonius hatte aber nur noch einen kleinen und nicht am häufigsten betretenen Fußsteig zum Himmel ausgefunden. Sein Lehrjünger Pachomius zeigte, wie man glaubt, die breite Strasse; denn er ward in Egypten der eigentliche und erste Stifter aller Klöster in der Christenheit.

Pachomius ein abgedankter Soldat, aber nach meinem Bedünken ein ungleich vernünftigerer und grösserer Mann als Antonius der Egyptische

tiſche Bauer, hatte, ſeiner Thebaiſchen Herkunft ungeachtet, die melankoliſche Hirnwuth ſeines Lehrers Antonius nicht, ſo kränklich er ſonſt war. Er beſaß auch mehr erworbene Kenntniſſe als Antonius, und verſtand durch Inſpiration, oder wie man will, Griechiſch und Latein. Der Anachoret Palemon ertheilte ihm das Mönchskleid. Auf einem Berge und in einer Höhle lebten ſie mit einander alleine.

Pachomius und Palemon lebten von Brodt und Salz. Bisweilen kamen noch einige Kräuter hinzu, bisweilen aſſen ſie anſtatt der Kräuter Staub und Aſche auf ihrem Brodt. Beten, Nähen und Spinnen war ihr gewöhnliches Geſchäft. Sie verfertigten härene Röcke, theils um ſie ſelbſt zu tragen und ihr Fleiſch damit zu kratzen und zu kreutzigen, theils um ſie zu verkaufen und aus dem erlöſten Gelde zu leben und etwas an die Armen zu geben. Wenn ſie mitten in der Nacht ſich des Schlafes nicht mehr erwehren konnten, trugen ſie Sand von einem Orte

nach

nach dem andern, um sich zum Wachen abzuhärten und zum Gebet. Damit sie nicht schlafen müssen, beteten sie auch beyde, die Nacht hindurch, mit kreutzweise über einander ausgestreckten Armen. Aus dieser Ursache war das die damals gewöhnliche Art zu beten; nun betet man noch so in der Messe. Um recht stark zu werden, gieng auch Pachomius immer barfuß durch Gebüsche und Dornen.

Ein unbewohntes Dorf auf einer Insel des Nils, Tabenna genannt, lag nicht weit von der Höhle, wo diese zwey heiligen Männer wohnten. Pachomius, der da zuweilen Holz hohlte, bekam Lust unter diesen Trümmern zu wohnen. Palemon half ihm dort ein kleines Häuschen bauen. Nun verliessen sie sich, mit dem Versprechen sich doch jedes Jahr einmal zu besuchen. Aber der arme einsame Palemon ward krank. Antonius der Bauer hätte nun gleich an den Teufel gedacht, und den Kranken exorcisirt, aber Pachomius hohlte ihm ein paar Aerzte aus der ziemlich nahen

Stadt

Stadt Panopel. Die Aerzte aus Panopel sagten dem Palemon sehr vernünftig, er müsse essen; er aber wollte nicht essen, und starb.

Tabenna blieb itzt der Wohnort des Pachomäus. Sein Bruder kam aber bald zu ihm, den er seit seinem Abschied von der Römischen Armee so wenig gesehen hatte als seine übrige Familie. Sie erweiterten gemeinschaftlich ihr Häuschen, in der Hofnung mehrere gute Menschen da zu beherbergen. Aber der Bruder starb, und nun war Pachomius wieder alleine.

Da gab es Katzbalgereyen mit dem Teufel. Der arme Pachomius sah nun auch Gesichter; und beydes war natürlich, denn er hatte sich den Schlaf so abgewöhnt, daß er vierzig Nächte nach einander ohne Schlaf zubringen konnte. Bekanntlich kann man nach so langem Wachen und Abmergeln sehen was man will. Da aber dieser gespannte Zustand länger nicht auszuhalten war, hatte Pachomius eine sehr vernünftige Vision, der

zu

zufolge er nun darauf dachte; ſich Geſellſchaft zu verſchaffen. Wer ihn alſo beſuchte und Luſt und Liebe bezeugte Mönch zu werden, den behielt er bey ſich, und machte ihn zum Mönch.

Alſo wirklich aus der Langenweile des Pachomius entſtand zu Tabenna ohngefähr im Jahre Chriſti 325 das eigentliche, erſte regulare Kloſter in der Welt. Nur den Namen Kloſter (Clauſtrum) kannte man damals noch nicht denn die Orientaler hatten noch keine Clauſur. Daher verſteht man durch das was wir anitzt Kloſter nennen, ſeit dieſer erſten Stiftung des Pachomius, ein der Andacht geheiligtes Haus, oder eine zu dieſem Zwecke gemachte Verbindung vieler Häuſer, wo verſchiedene Menſchen gemeinſchaftlich beyſammen unter der nemlichen Regel und in der Abhängigkeit von einem Vorſteher wohnen und leben.

Pachomius iſt leider auch der erſte Stifter und Vater aller Congregationen und aller Mönchs-

Wein und Fleisch gab man nur den Alten und den Kranken. Reden durfte man nicht beym Essen, vorgelesen ward auch nicht, und keiner durfte den andern beym Essen ansehen. Allen war deswegen die Kapuze über die Augen gezogen. Eben dieß geschah auch beym Gebet und bey der Arbeit. Nach der Regel des Pachomius mußte ein Mönch unter Menschen immer einsam seyn, immer seinen eigenen Vorstellungen überlassen, und darum drückte er auch allen seinen Mönchen die Kapuze auf die Nase.

Fremde wurden jedoch in diesen Klöstern freundlich aufgenommen. Mönchen wusch man gleich die Füsse. Auch Weiber nahm man zu jeder Stunde auf, nur wusch man ihnen die Füsse nicht, der Anfechtungen wegen die mancher fromme Mönch gehabt hätte beym Anblick eines schönen Fusses. Man verzeigte darum den Weibern eine besondere Wohnung: auch durften sie in die Kirche kommen, aber nur wenn die Mönche nicht da waren. Anverwandte eines Mönchs konnten

Essen

Essen und Früchte mitbringen; den Mönchen war erlaubt ein Weniges davon zu geniessen; das übrige ward für die Kranken aufgehoben. Die Mönche hatten auch Erlaubniß ihre auswärtigen kranken Anverwandten zu besuchen.

Allerley Handwerke wurden von diesen Mönchen in ihren Klöstern getrieben. Das allgemeinste Geschäft von allen war Decken aus Rohr zu flechten. Dieß thaten sie auch sogar in der Kirche. Nur von den Kranken ward keine Arbeit verlangt. Auf den benachbarten Bergen hohlten sie Bauholz und Brennholz.

Zum Unterricht und zum Gebet versammelten sich alle des Abends, auch in der Nacht, und des Morgens. Die geringsten Fehler wurden hart bestraft, durch Büssungen, und durch die Peitsche. Unverbesserliche wurden aus dem Kloster gejagt. Sprechen durften sie von nichts als von der heiligen Schrift, und von ihren Pflichten. Gewisse Zeiten waren ausgesetzet zu völli-

gem Schweigen. Keiner durfte im Kloster erzählen was er ausserhalb gehöret hatte. Seinen freyen Willen hatte keiner, nichts geschah als auf Befehl.

Vierzehnhundert Mönche hatte schon Pachomius unter sich zu Tabenna, und zusammen bekannten sich bey seinem Leben schon dreytausend zu seiner Regel. Sein Name, der Ruf seiner Tugenden, und der Ordnung und des Verhaltens in seinen Klöstern, verbreitete sich bey vielen Völkern. Man kam aus Armenien, sogar aus dem Occident und von Rom, den grossen Pachomius zu sehen, von ihm zu lernen, und ihm nachzuahmen.

Alle Mädchen in der Welt, die Dummheit, Aberglauben und unmenschlicher Wahnwitz in Klöster eingesperret, damit sie da die Welt zertreten, der Natur entsagen, ihr Herz tödten, und ihre unschuldigsten und süssesten Gefühle verdammen lassen von einer runzlichten Domina, alle diese armen und frommen Schafe, führen ein solches

Mar-

Marterleben blos wegen einer Grille des groſsen Pachomius. Er ſtiftete das erſte Nonnenkloſter zu Tabenna. Mit Weibern ſprach Er zwar nie, und alſo wußte er auch wol nicht was Weiber fühlen. Aber ſeiner Schweſter ließ er die Einrichtung dieſer Klöſter wiſſen. Alſo ward auf ſeinen Befehl das erſte Nonnenkloſter bey Tabenna erbaut. Es enthielt ſchon vierhundert Jungfern. Allen ließ er die Haare abſchneiden, allen das Geſicht zudecken mit der heiligen Kapuze, dieſem groſſen Hülfsmittel zur Einkehr in ſich ſelbſt. Aber Zankſucht und Weiberwuth wohnten ſchon in dieſem erſten Mädchenkloſter; denn Palladius erzählet, eine dieſer Nonnen habe eine andere im Zorne eines Verbrechens beſchuldiget, und gleich habe ſich die Beſchuldigte erſänft und die Verläumderinn erhenkt.

Mannsklöſter ſeines Ordens beſuchte Pachamius öfters ſelbſt; und da er in einem frühen Alter ſchon kränkelte, beſuchten ſie ſeine Vertrauten. Er ſchrieb auch öfters an die Vorſteher. Aber

vor allem aus empfohl er seinen Lehrjüngern, daß sie ihre Versuchungen gleich an die erfahrensten und aufgeklärtesten unter ihren Brüdern entdecken, damit sie von ihnen das wahre Verhalten in Gemüthskrankheiten lernen. Pachomius hatte allzusehr schon selbst erfahren, was Melankolie in Klöstern wirket, und er versicherte feyerlich: viele Mönche haben sich von Felsen herabgestürzet, viele haben sich mit Messern die Bäuche aufgeschnitten, oder sich sonst auf mancherley Weise ermordet (*).

Ein

(*) Auch Gregorius von Nazianzus kannte solche Selbstmörder unter den Einsamen seines eigenen Kirchsprengels. Er sagt in einem Gedichte, worinn er seine Mönche von Nazianzus seinem Freunde Hellenius, einem Steuerbedienten, empfielt; „Die „Diener Gottes fliehen den Ehestand, die Städte „und Menschen. Einige von ihnen wohnen in Klüf„ten und Höhlen; sie suchen Ruhe, die Freundinn „der himmlischen Weisheit. Andere beladen sich mit „Ketten. Manche schlüpfen sich, gleich wilden Thie„ren, in kleine Hütten ein, wo sie keinen Menschen „sehen.

Ein sehr sonderbarer Zug in dem Charakter eines Egypters, eines Heiligen und eines Mönchs, deucht mir der Haß des Pachomius gegen das Uebertriebene. Jeder Mönch war in seinen Klöstern gehalten täglich eine Decke aus Rohr zu flechten, denn von solchen groben und ungeistigen Bauren konnte man nicht verlangen, daß sie, ohne Langeweile zu haben, immer beten. Aber einer dieser armen heiligen Fechter flocht einst

„sehen. Es giebt Leute unter ihnen, welche zwan„zig Tage nach einander fasten; noch andere, wel„che ein unaufhörliches Stillschweigen beobachten. „Einer hielt sich ganze Jahre in der Kirche auf, „und ließ sich in dieser Zeit nicht vom Schlaf über„wältigen. Ein anderer begab sich auf den Berg, „von welchem Christus gen Himmel gefahren ist, „und hier stand er unbeweglich unter Winden, „Schnee und Kälte, bis man ihn halbtodt in eine „für ihn erbaute Celle brachte. Und was ich ohne „Entsetzen nicht sage: um der Gefahr der Sünde „zu entgehen, nahmen sich einige Mönche durch „Hunger, oder mit einem Stricke, oder durch einen „Sprung in Abgründe das Leben.„

zwey Decken in einem Tage, und hieng sie aus Eitelkeit an einen Ort, wo Vater Pachomius vorbeygehen mußte. Der Vater sah sie, runzelte die Stirn, und sprach zu den übrigen Mönchen, die ihn begleiteten: seht, wie dieser vom Morgen zum Abend für den Teufel arbeitet, um blos wegen der Ehre täglich zwey Decken zu verfertigen anstatt einer. Sodann ließ Pachomius den armen Sünder rufen, und befahl ihm, in die Kirche und ins Speisezimmer soll er kommen vor alle Mönche mit seinen zwey Decken in der Hand, und sie alle um Vergebung bitten, daß er aus Eitelkeit habe wollen besser seyn als sie. Dieß war noch nicht genug. Der arme Mönch ward noch auf fünf Monate in seine Celle eingesperrt; er durfte mit niemand sprechen, sein Unterhalt war Brodt, Wasser und Salz: und er mußte täglich zwey Decken flechten.

So viele Thoren gab es aber in den Egyptischen Klöstern, daß diese sehr vernünftige Strafe nicht half; denn was die Regel nicht gebot, das

thaten

thaten die Mönche doch oft aus Wahnwitz. Ein Mönch in Tahenna übertrieb die Strenge gegen ſich ſelbſt mit einem Eifer, den ihm Vater Pachomius oft mit vieler Sanftheit verwies. Er zeigte ihm wie man allzutugendhaft und allzuweiſe ſeyn könne aus bloſem Stolze. Das ſicherſte Mittel dieſen Stolz zu überwinden, ſagte er, ſey eine Weile nicht mehr zu thun als andere; alſo nicht ſtrenger zu faſten, und nicht mehr zu wachen und zu beten wie ſie. Das that der Mönch eine Weile. Aber bald wütete er wieder eben ſo gegen ſich ſelbſt wie vorhin, und knurrte und murrte dabey über den Pachomius, der dieß nicht haben wollte. Dieſer gab ſeinem liebſten Jünger, dem heiligen Theodor, Befehl, daß er den überſpannten Mönch, der immer betete, in ſeinem Gebete hinderte. Der Mönch empfieng den Theodor mit den derbſten Injurien, und betete dann wieder in einem fort. Als Theodor ihm noch einmal Vorſtellungen gegen dieſes übertriebene Beten machte, hieb ihn der Mönch mit ſeinem Stock über den Kopf, und es fand ſich, er ſey wahnwitzig.

Ge-

Gegen Ketzer bezeigte Pachomius keine erleuchtete Verträglichkeit, denn er verbot seinen Mönchen mit Ketzern zu beten. Für Orthodoxen und Orthodoxie hegte er eine Hochachtung die man ihm verzeihen muß. Die Wunderkraft der Apostel besaß er, wie seine heiligen Lebensbeschreiber sagen; und der Glauben an dieselbe, der so oft wahre Wunder wirket, mag wenigstens seinen Mönchen sehr nützlich gewesen seyn, denn sie waren oft krank. Seine Wunder mißlangen ihm aber auch oft, und deswegen verwies er gerne, wie Antonius, seine Patienten zur Gedult. Ueberhaupt heilte er immer lieber die Krankheiten der Seele durch seine Weisheit, als die Krankheiten des Körpers durch seine Wunderkraft; und man merkt auch wol, daß er von dieser nicht einmal gerne sprach. Es giebt Geheimnisse, sagte er oft und wie mir deucht ganz vortreflich, die man den Menschen ganz verbergen muß, oder von denen sich nur so viel sagen läßt als fähig ist sie zu erbauen.

Viele

Viele trefliche Züge könnte ich aus dem Leben und Charakter dieſes gar nicht überſpannten Heiligen ausheben. Alle wären Beweiſe von ſeiner Vernunft und ſeinem Wahrheitsſinn. Alle würden zeigen, Pachomius ſey nach ſeiner Art ein Weiſer geweſen in einer Welt voll Thoren.

Die öftern Krankheiten des Pachomius wird man für etwas ſonderbares in ſeinem Leben halten, weil ein eingebildeter Grundkenner der Egyptiſchen Mönche und Einſiedler, der Weltüberwinder Obereit, mit einer Dreiſtigkeit ohne Beyſpiel behauptet, ſie ſeyen alle kerngeſund geweſen. Es iſt wahr, und dieß brauche ich gewiß nicht von dem Chirurg Obereit zu lernen: wer ſich hart hält wird weniger krank, wenn er nicht in der Lehre bleibt. Dieß that Pachomius, und ſo rettete er auch vermuthlich oft ſein Leben. Aber oft war er doch krank, ob er gleich nicht leiden konnte daß man für ihn ſorge, aber hingegen immer ſelbſt zärtlich ſorgte für die vielen Kranken, die er, ihrer derben Leibesbeſchaffenheit und ſeines

gar

dieſe verfolgten dann die Freunde der alten Tugend. Um ſo mehr groß und erhaben war aber auch in der Zukunft die Frömmigkeit einzeler Mönche, weil ſie ihr armes Leben wegathmen mußten unter unzählbaren Haufen von Schurken.

Antonius, der Egyptiſche Bauer, war alſo der Mann der die Welt unter ſeinen Füſſen ſah, und dem wilden Enthuſiaſmus der Egyptiſchen Chriſten zu immer keckern und derbern Fortſchritten in einer ganz misverſtandenen Religion, neue Kraft und neues Leben gab. Pachomius hingegen hatte durch ſeine gemäſſigtere Führung vieles gemildert. Aber allgemeinen Beyfall fand nun einmal in Egypten, und ſo weit als nur irgend die Chriſtliche Religion in den Morgenländern reichte, die Lehre von der Abtödtung des Menſchen durch Einſamkeit und ſelbſtgewählte Qualen. Die Bewohner der Klöſter hieſſen nun nicht mehr Aſceten, ob ſie gleich aſcetiſch lebten, ſondern Einſame oder Mönche. Die übrigen nannte man Anachoreten, Einſiedler oder Bewohner der Wüſte.

Eigent-

Eigentlich gab es vier Gattungen Egyptischer Mönche: Cenobiten, Anachoreten, Remoboth oder Sarabaiten, und Herumschweifende.

Cenobiten hiessen solche, die gemeinschaftlich und beysammen wohnten. Man liest ihre ganze Oeconomie bey dem Hieronymus. Sie waren in Haufen von zehn und hunderten eingetheilt. Neun derselben hatten allemal einen Vorsteher. Sie wohnten in Cellen von einander abgesondert, und kamen vor der neunten Stunde nicht zusammen, den Vorsteher ausgenommen, der seine Schafe besonders besuchte. Nach jener Stunde vereinigten sie sich zum Psalmensingen und Lesen der heiligen Schrift, und zum Gebete. Hierauf fieng der in der Mitte sitzende Vater an zu reden; keiner unterstund sich nun den andern anzuschauen oder auszuspucken. War die Versammlung geendigt, so gieng jedes Zehend mit seinem Vorsteher zu Tische. Niemand redete dabey: man aß nur Brodt, Hülsenfrüchte, und Kräuter, die man mit Salz würzte und zuweilen mit

Oehl. Wein bekamen nur die Alten, für welche auch, und für die Kranken, oft ein Mittagsessen gegeben ward, damit jene gestärkt und diese nicht zu sehr entkräftet werden. Sie standen endlich auf, stimmten einen Gesang an, und kehrten in ihre Hütten (*) zurück, und da führte dann jeder Vorsteher mit den seinigen bis an den Abend gottselige Gespräche. Da auch des Nachts, ausser dem gewöhnlichen Gebete,

(*) Dieß ist der eigentliche Name, den man den damaligen Klöstern geben konnte; die Zeiten haben sich seitdem verändert. Mandra hieß der Platz, auf welchem jene Hütten gebaut waren, und dieses Wort bedeutet einen Schafstall. Gleich den Sammelplätzen der Schafe hatten diese Mönchswohnungen den freyen Himmel zur Decke, und umher weiter nichts als eine Wand. Die Cellen waren schlechte, enge und aus leichten Materialien zusammengestoppelte Hütten, reihenweise gebaut, und durch Gassen von einander gesondert. Jedes Kloster hatte sodann noch seine Kirche, seinen Krankenspital, einige Haushaltsgebäude, einen Garten, einen Brunnen oder Teich; und alles umgab eine Wand oder Mauer.

bete, jeder auf seinem Lager wachen mußte, giengen die Vorsteher in den Cellen herum, und horchten was jeder mache. Dem trägen gaben sie keinen Verweis, sondern besuchten ihn öfters, und foderten ihn mehr zum Beten auf. Die Tagesarbeit eines jeden war festgesetzet, und ward dem Vorsteher von jedem Zehend überliefert, der sie an den Haushälter übergab, welcher monatlich dem Abt mit viel Zittern Rechenschaft ablegte. Er kostete auch die zubereiteten Speisen, und sorgte dafür, weil keiner etwas begehren durfte, daß es keinem an der nöthigen Kleidung fehle. Die Kranken wurden von den Alten, an besondern Orten, auf das sorgfältigste verpfleget. Diese Cenobiten lebten sehr einsam, denn sie sahen, wenn ich die Klöster des Pachomius ausnehme, niemand als ihre Brüder, und lebten in einer beträchtlichen Entfernung von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande.

Anachoreten hieſſen ſolche, die alleine lebten, und ſich von allen Menſchen abſonderten, nachdem ſie ihr Noviziat unter den Cenobiten ausgehalten, und da verſuchet hatten ihre Leidenſchaften zu zähmen. Dieſe verlieſſen ihre gemeinſchaftlichen Wohnungen, und begaben ſich blos mit Brodt und Salz in die Wüſte.

Remoboth oder Sarabaiten waren, wie Hieronymus ſagt, ſchlimm und verachtet, aber in ſeiner Provinz waren ſie entweder die einzige oder vornehmſte Gattung. Ihrer zwey oder drey, nicht leicht mehrere, wohnten beyſammen, ganz nach ihrer Willkühr und unabhängig. Sie lebten gemeinſchaftlich von ihrer Arbeit. Sehr viele derſelben wohnten in Städten und Schlöſſern. Alles was ſie verkauften, war theuer. Oft entſtanden unter ihnen Zänkereyen, weil ſie von ihren eigenen Nahrungsmitteln leben und niemand unterworfen ſeyn wollten. Sie ſchlichen auch wol, ſagt Hieronymus, zu Mädchen; ſprachen übel von Geiſtlichen, und aſſen ſich an Feſttagen bis zum

Bre-

Brechen satt. Cassianus redet von diesen Einsamen, als von Leuten, die darum der Klosterzucht und des Gehorsams gegen den Abt sich entschlügen, damit sie desto freyer leben und herumschweifen können; die auch wol in den Städten selbst und in ihrem väterlichen Hause wohnten, und die entweder um viel essen zu können, oder aus Geitz, einen Vorrath auf viele Jahre häuften.

Eine vierte Gattung von Egyptischen Mönchen hiessen Herumschweifende (gyrovagi), denn sie machten, wie die Domherren die viele Präbenden haben, an jedem Orte nur eine kurze Residenz. Anfänglich hatten sie sich dem Klosterleben gewidmet, gar bald aber, da ihre Demuth und Geduld erkaltet waren, begaben sie sich in abgesonderte Cellen, um da, wo man die Tugend nicht prüft, das Ansehen der Tugend zu erschleichen. Augustinus sagt von diesen verdorbenen Anachoreten, der Feind des menschlichen Geschlechts habe eine Menge Heuchler unter der Gestalt von Mönchen überall zerstreut, die im Lande herumziehen,

CIRCULATING LIBRARY

nirgends hingeſandt ſeyen, nirgends bleiben, nirgends ſtehen oder ſitzen. Einige von ihnen verkaufen ſelbſtgemachte Glieder der Märtyrer; andere ſagen, ſie hätten gehört, daß ihre Eltern oder Anverwandten in dieſem oder jenem Lande wohnten, und geben fälſchlich vor, daß ſie zu denſelben reiſen. Sie betteln von allen, ſie fordern von allen, entweder Koſten für eine gewinnſüchtige Dürftigkeit, oder den Werth einer verſtellten Frömmigkeit.

Jene Cenobiten, Anachoreten, Sarabaiten, und dieſe Vaganten, mit einem Worte dieſes ganze heilige Geſindel war aus dem Samen des groſſen Antonius erwachſen; alle verehrten ihn als ihren geiſtlichen Vater, alle erzeugten ihm ähnliche Kinder und Baſtarte.

Sein geiſtlicher Sohn Hilarion war auch noch ein Mann, der hier einen Blick verdient. Man erinnert ſich was ihn von dem Antonius entfernte. Seines Geiſtes voll bewohnte er anfänglich in der fürchterlichen Wüſte zwiſchen Gaza und Egypten

eine

eine elende Hütte, und nachmals eine eben so schlechte Celle, in der er nicht aufrecht stehen konnte. So lebte er zwey und zwanzig Jahre bis sein ausgebreiteter Ruhm Kranke zu ihm zog, die er dann, wie man leicht denken kann, wunderthätig heilte, denn in diesen Zeiten war einer ein schlechter Kerl, wenn er keine Wunder that.

Durch den Hilarion verbreitete sich der Hang zum Mönchsstand überall in Syrien, und zumal in Palästina. Er bekehrte auch viele Heiden zum Christenthum. Er trieb Teufel aus dem besessenen Vieh, und konnte an dem Geruche jeder Sache merken, welchem bösen Geiste oder lasterhaften Besitzer sie angehöre. Hilarion roch allenthalben Teufel, auch da wo sie nicht waren, so wie gewisse Leute allenthalben Satiren.

Italicus, ein christlicher Officier zu Gaza, wollte das Volk durch ein Pferderinnen belustigen: aber seine Pferde waren steif und wollten gar nicht laufen, denn sein Gegner, ein Heide, hatte

ſie behext. Dieß roch der Heilige Hilarion. Er gab alſo dem Italicus den Waſſerkrug, aus dem er gewöhnlich trank. Dieſes Waſſer tröpfelte Italicus in ſeinen Stall, auf ſeine Pferde, auf ſeinen Kutſcher, auf ſeine Wagen und auf die ganze Rennbahn, und erhielt mit ſeinen Pferden den vollkommenſten Sieg. Alle Heiden, die dieſes Wunder ſahen, wurden Chriſten.

Biſchöffe und andere chriſtliche Lehrer, Groſſe und Pöbel, auch vornehme Damen zumal, beſuchten den Hilarium unaufhörlich, und in Menge. Man begreift wie dieſe auſſerordentlichen Ehrenbezeugungen manchem Einſiedler ſchmeicheln mußten, und manchen zur Einſiedeley lockten und trieben; und wie ihre eitele Selbſtgenügſamkeit und ihr Stolz in armſeligen Höhlen und öden Klüften mehr Nahrung fand als in aller Pracht der Städte.

Allgemein und offenbar ward itzt die Sittenlehre des Chriſtenthums verlaſſen. Es entſtanden

Klöſter

Klöster überall und unzählige Cellen. Die Mönche besuchten in die Wette den Hilarion, um sich immer mehr in ihren grossen Entschlüssen zu stärken, und wanderten mit ihm, in der nemlichen Absicht, nach allen Klöstern und Cellen. Hilarion hatte gewöhnlich bey diesen Besuchen über zweytausend Mönche in seinem Gefolge.

Aber dann floh er auch wieder, so viel er konnte, das Menschengewühl. Als er einst nach Egypten reisen wollte, und zehntausend Menschen ihn durch ihr Flehen zurück zu halten suchten, aß er sieben Tage nichts, bis sie ihn wandern liessen. Hilarion war glücklicher hierinn als der heidnische Einsiedler Andesius, ein Schüler des Jamblich. Dieser faßte ebenfalls den Entschluß sich der Welt ganz zu entziehen, und sein Leben auf dem Lande in tiefer Einsamkeit hinzubringen und zu beschliessen. Allein der Ruhm, der ihn umgab, war, nach seines Lebensbeschreibers Eunapius Erzählung, so glänzend, daß er ihn auch in seiner Einsamkeit verrieth. Viele nach Weis-

nirgends hingesandt seyen, nirgends bleiben, nirgends stehen oder sitzen. Einige von ihnen verkaufen selbstgemachte Glieder der Märtyrer; andere sagen, sie hätten gehört, daß ihre Eltern oder Anverwandten in diesem oder jenem Lande wohnten, und geben fälschlich vor, daß sie zu denselben reisen. Sie betteln von allen, sie fordern von allen, entweder Kosten für eine gewinnsüchtige Dürftigkeit, oder den Werth einer verstellten Frömmigkeit.

Jene Cenobiten, Anachoreten, Sarabaiten, und diese Vaganten, mit einem Worte dieses ganze heilige Gesindel war aus dem Samen des grossen Antonius erwachsen; alle verehrten ihn als ihren geistlichen Vater, alle erzeugten ihm ähnliche Kinder und Bastarte.

Sein geistlicher Sohn Hilarion war auch noch ein Mann, der hier einen Blick verdient. Man erinnert sich was ihn von dem Antonius entfernte. Seines Geistes voll bewohnte er anfänglich in der fürchterlichen Wüste zwischen Gaza und Egypten

eine

eine elende Hütte, und nachmals eine eben so schlechte Celle, in der er nicht aufrecht stehen konnte. So lebte er zwey und zwanzig Jahre bis sein ausgebreiteter Ruhm Kranke zu ihm zog, die er dann, wie man leicht denken kann, wunderthätig heilte, denn in diesen Zeiten war einer ein schlechter Kerl, wenn er keine Wunder that.

Durch den Hilarion verbreitete sich der Hang zum Mönchsstand überall in Syrien, und zumal in Palästina. Er bekehrte auch viele Heiden zum Christenthum. Er trieb Teufel aus dem besessenen Vieh, und konnte an dem Geruche jeder Sache merken, welchem bösen Geiste oder lasterhaften Besitzer sie angehöre. Hilarion roch allenthalben Teufel, auch da wo sie nicht waren, so wie gewisse Leute allenthalben Satiren.

Italicus, ein christlicher Officier zu Gaza, wollte das Volk durch ein Pferderinnen belustigen: aber seine Pferde waren steif und wollten gar nicht laufen, denn sein Gegner, ein Heide, hatte

schein zu erwerben, wenn sie sich einzeln den Menschen zur Bewunderung hinstellten, oder auf allen Vieren krochen, als wenn sie nur den allgemeinen Geruch der Heiligkeit eines ganzen Klosters theilten. Als Mönche hatten sie immer ihre Vorsteher auf dem Halse, und diese regierten zuweilen mit der Peitsche in der Hand; als Anachoreten gaben sie von ihren Handlungen keinem Menschen Red und Antwort. Gras fressen und Freyheit machte also manchem Einsamen mehr Freude als das langweilige Schuhflicken und Deckenflechten im Kloster.

Aus Ehrgeitz schmachteten in Egypten, in Syrien und Palästina viele Anachoreten unter der Last von Kreutzen und Ketten. Ihre ausgedörrten Glieder waren geschlossen und gehemmt durch Halskragen, Armbänder, Handschuh, und Rüstungen von schwerem Eisen. Freyheit war dieß nicht; aber man fiel vor solchen Thoren auf die Knie, und hielt sie für

Erzengel Gottes.

Alle

Alle Kleider warfen andere mit Verachtung weg, und einige wilde anachoretiſche Heilige von beyderley Geſchlecht hat man bewundert, weil nichts als ihre ſehr langen Haare ihre Blöſſe deckte. Viele Anachoreten verſetzten ſich in einen ſo äuſſerſt rauhen und elenden Zuſtand, daß beynahe aller Unterſchied zwiſchen dieſem menſchlichen Vieh und anderm Vieh erloſch. Sie bemächtigten ſich der Höhlen wilder Thiere, denen ſie ſich beſtrebten ähnlich zu werden, und härmten ſich da, bis man ſie entdeckte und ihnen den gebührenden Zoll von Ehrfurcht brachte.

Evagrius ſagt in ſeiner Kirchengeſchichte: einige Anachoreten haben in Paläſtina in kleinen Grüften unter der Erde gewohnt, die nicht gröſſer waren als ſie; Männer und Weiber haben ſich in die unfruchtbarſten Wüſteneyen begeben; haben nur eine kleine Decke vor ihrer Blöſſe getragen; ſeyen auf allen Vieren gekrochen; haben ſich mit Gras und Wurzeln genährt wie das Vieh; ſeyen weggelaufen wenn ſie einen Reiſenden ſahen, und haben ſich verborgen.

Meſo-

Mesopotamien war der vorzügliche Wohnsitz der grasfressenden Anachoreten, und diese Lebensart war doch wirklich härter als man glaubt. Sanct Ephrem erzählet, es haben sich, in seiner Zeit, Anachoreten aus dieser Classe in sandigte Wüsten hineingewagt, wo man vollends weder Gras noch Wasser fand. Nach langem Leiden haben diese erhabenen Einsamen nach den Wohnungen der Menschen zurückkehren wollen, aber nun verfehlten sie den Weg. Lechzend vor Durst und abgezehret durch Hunger seyen sie zur Erde gefallen, und wären da, in der schrecklichen Sonnenhitze wie viele ihres gleichen gestorben, wenn nicht Reisende sie auf ihre Pferde genommen und nach bewohnten Gegenden gebracht hätten. Diese Anachoreten starben nicht, sagt Ephrem, aber sie blieben lange krank.

Noch gröſſer war der Ehrgeiz und wundersam groß der Name der Anachoreten die nach den Städten kamen, um da, wie Nicephorus sagt, Hurenhäuser zu besuchen und in öffentli-

chen

chen Bädern mit nackten Weibern sich zu baden. Evagrius giebt uns Nachricht von dieser Tugendübung. Diese Heiligen, sagt er, behaupten sie seyen toll, und begeben sich in die Städte, auf Plätze wo der gröſste Zusammenlauf des Volkes ist; sie laufen in die öffentlichen Häuser, essen und trinken da mit allerley Leuten; dann gehen sie auch emsig nach den öffentlichen Badehäusern, wohnen da und waschen sich mitten unter den Weibern; aber über alle Leidenschaft und Fleischeslust so erhaben, ihrer Gewalt über die Natur so gewiß, daß sie weder durch den Anblick, noch durch das Betasten, noch sogar durch die Umarmungen dieser Weiber zu irgend etwas gereizet werden können, das sonst in solchen Fällen Natur ist; denn sie sind Männer, sagt Evagrius, bey Männern, aber unter Weibern auch wahre Weiber.

Beynahe über jeden dummen Einfall und jede neuersonnene Heiligkeit entstand ein allgemeiner Wetteifer unter allen Anachoreten.

Bara-

Baradatus, ein Syrer, verschloß sich erst in eine kleine Celle, dann gieng er auf einen Berg, und verfertigte sich da ein hölzernes Häuschen, in dem er nicht konnte aufrecht stehen. Er lebte lange gebückt in dieser unbequemen Wohnung, die ihn auch gegen die Winde, den Regen, und die Sonne nicht schützte. Nachher wohnte er, um doch aufrecht stehen zu können, in freyer Luft, aber seine Arme waren immer gen Himmel gestrecket, und er in ein Thierfell eingewickelt, in das er ein kleines Loch geschnitten hatte, um dadurch Luft zu hohlen.

Jacob, ein gleichzeitiger, und wegen seiner Wunderkraft weit berühmter Anachoret, lebte zuerst in einer kleinen Hütte, sonach ebenfalls in freyer Luft. Der Himmel und seine eigene Haut war seine Decke, und er gewöhnte sich an jede Marter von Hitze und Frost. Um seinen Hals und seinen Leib wand er eiserne Ketten; vier andere Ketten hiengen von seinem Halse herunter, zwey von vorne und zwey von hinten; auch seine

Arme

Arme waren mit Ketten umwunden. Seine Speise bestand in nichts als Linsen, und er war oft drey Tage und drey Nächte hindurch so sehr mit Schnee bedeckt, indem er auf den Knien lag und betete, daß man ihn kaum sehen konnte.

Barsanuph, ein Egyptischer Heiliger und Anachoret, verschloß sich um das Jahr 552 in Palästina in eine Celle, und funfzig Jahre nachher hatte man Merkmale daß er noch lebte, ob ihn gleich kein Mensch in diesem halben Jahrhundert sah.

Sanct Simeon Salus, ein grosser Anachoret, stellte sich aus Demuth, als wenn er toll wäre; und bekehrte dadurch in seiner Einsamkeit eine Menge Sünder.

So war der grosse Haufen der Schwärmer beschaffen, die man so viele Jahrhunderte hindurch angebetet hat und noch anbetet, und die uns sogar ein Protestant, der Weltüberwinder Jacob

Hermann Obereit, in seiner Hirnwuth als die allervollkommensten Menschen darstellt, weil sie aller von ihm verabscheuten Menschenvernunft aus heiliger Hirnwuth entsagten.

Aber in jenen Tagen des allgemeinsten Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerey, da halbe Nationen ihrer Sinne beraubet schienen, ward Christus, der die Menschen in bürgerlicher Gesellschaft mittheilsam, liebreich und umgänglich machen wollte, nicht mehr gehöret, oder nicht mehr verstanden. Egypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Paphlagonien, Pontus, Cappadocien und Armenien, erfüllten nach jenen erhabenen Beyspielen des Paulus, des Antonius, und ihrer wahnwitzigen Nachfolger, in kurzer Zeit Armeen von Menschen, die allen Geschäften und Annehmlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger, Mangel, Kreutz und Qualen litten, und Narren wurden, um sich dadurch den Himmel zu verdienen, oder wenigstens auf Erden durch Müssiggang und Faulheit sich Ansehn und

Ein-

Einfluß zu erwerben. Nicht mehr Neuplatonische Philosophen, sondern Bettler, Landstreicher, Bauren, verlumpte Handwerker, Taglöhner, Sklaven, Kesselflicker, Diebe, Missethäter, alles was dem Hunger, der Armuth, den Schlägen und der härtesten Arbeit unterworfen gewesen, oder vor verdienten Strafen floh, einsiedelte in Egypten oder begab sich in den Mönchsstand. Der schlechteste Spitzbube erwarb sich Ansehn durch ein Mönchskleid, und den größten Verbrecher verehrte man als einen Heiligen, sobald er eine Kaputze aufsetzte.

Augustinus sagt, viele Mönche haben sich geweigert mit ihren Händen zu arbeiten, in der Hofnung, Faulheit bringe auch Unterhalt, und ihr lehrreiches Exempel verdiene schon Belohnung. Aber nicht nur faullenzten diese obereitischen Liebeseinsamen, sondern sie versagten sich auch nicht immer fleischliche Lüste im Stillen. Ihr grosser Freund und Vertheidiger Athanasius schrieb an den Mönch Dracontius, der gegen seinen Willen

zum Bischof erwählt worden: wenn du auch Bischof bist, so kannst du doch fasten und keinen Wein trinken. Wir haben Bischöfe gekannt die fasteten, und Mönche die aßen: Bischöfe die sich des Weines enthielten, und Mönche die ihn tranken; Bischöfe die Wunder thaten, und Mönche die keine verrichteten; Bischöfe welche niemals geheurathet haben, und Mönche die Väter von Kindern waren.

Durch Gesetze war es unmöglich das Mönchswesen einzuschränken. Die Kaiser hatten sehr oft befohlen, daß amtsfähige Bürger nicht Geistliche werden sollten, um sich ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern zu entziehen; und eben diesen Befehl ertheilte Valens im Jahr 373 auch in Absicht auf die Mönche. Einige Liebhaber der Faulheit, heißt es in diesem Edikt, entschlagen sich der Aemter in den Städten und begeben sich in Einöden, wo sie sich mit dem Haufen der einsam Lebenden vereinigen. Finden sich solche Leute in Egypten, so sollen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus-

herausgeriſſen und genöthiget werden die ihnen obliegenden Aemter zu verwalten; oder ſie ſollen wenigſtens ihr Vermögen denen überlaſſen, welche jene Aemter anſtatt ihrer übernehmen.

Valens verfuhr bald darauf gegen die Mönche mit einer Schärfe die ſie hätte biegſam machen ſollen. Er gab ein Geſetz, daß man ſie zu Tode prügle, wenn ſie nicht wollen Kriegsdienſte nehmen, oder ſich bürgerlichen Aemtern und Dienſtleiſtungen widmen. Viele Mönche verlohren dadurch in Egypten ihr Leben. Kaiſer Valentinianus der dritte machte eine Verordnung, nach welcher kein Knecht, Landmann, oder anderer Unterthan, in die Geſellſchaft der Mönche aufgenommen werden ſollte, wenn er ſich dadurch nur wolle von ſeiner Abhängigkeit befreyen.

Aber alle dieſe Geſetze und Verordnungen der Kaiſer fruchteten nichts gegen die ungeheure Ausbreitung der Mönchery, und zuweilen nahmen die Kaiſer ihre Geſetze gegen die Mönche ſelbſt zu-

rück. Im Jahr 399. gab Theodosius der ältere ein Gesetz zur Beugung der Mönche, und verlangte daß sie alle für immer in ihre Wüsten und Höhlen zurückkehren. Der Kaiser schien bey diesem Gesetz zumal die Egyptischen und Syrischen Mönche im Auge zu haben, die unter dem Vorwand eines blinden Eifers in die Städte kamen, Aufruhren erregten, und den Lauf der Gerechtigkeit störten, auch einen öffentlichen Krieg gegen die Heiden und ihre Götter führten, deren Tempel sie zerstörten. Aber Theodosius bedachte sich bald eines schlimmern, er ließ etwa zwanzig Monate nachher sein Gesetz widerrufen, und bezeugte es sey ihm abgezwungen worden durch den Anlauf der Obrigkeiten die voll Vorurtheile gegen diese heiligen Männer seyen; und nun gab Theodosius den Mönchen wieder Erlaubniß herumzuschwärmen, und in die Städte zu kommen, so oft sie dieß, nach ihrer Weisheit für nöthig erachten. Von dem Kaiser Justinianus hat man vollends ein Gesetz, das den Vätern verbietet,

ihre

ihre Söhne, die gegen ihren Willen in den Mönchsstand treten, zu enterben.

So wuchs die Möncherey mit ununterbrochenen Fortschritten. Der Geruch ihrer Heiligkeit war nun einmal bis an den Kaiserlichen Hof gedrungen; manche Kaiserin liebte diesen Geruch; und der Pöbel sah mit eben so viel Erbauung als Erstaunen, Kerle aus Einöden hervortreten, die sich, um ihren Leib desto empfindlicher zu martern, mit eisernen Ketten umhiengen; die ihr aus Ziegenhaaren verfertigtes Hemd, über das die ersten Mönche einen Schafpelz trugen, auswärts kehrten, in der Hofnung sie machen dadurch mehr Aufsehen; und die stolz waren auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füsse, und Schmutz in allen Dingen.

Die Griechischen Philosophen hatten auch eine besondere Kleidung, und viele unter ihnen beeiferten sich ungeschliffen, bettelhaft und schmutzig zu scheinen. Sie wurden daher oft von den Straf-

Vor diesen borstigen und behaarten Egyptern beugte sich nun in Rom jeder der zu leben wußte, da sie den Damen so äusserst wohl gefielen. Bald fiengen sie auch an, den damals schon sehr eleganten geistlichen Stand zu verdunkeln. Ihr Lob flog von Mund zu Mund bey den Vornehmen. Denkende Köpfe sogar wurden für diese Mönche hingerissen, als sie sahen daß die ehrwürdigsten und gelehrtesten Kirchenväter auf alles Ausschweifende und Ungereimte der Mönchery ihr Siegel druckten, und die größten Thorheiten der Mönche für Beweise der höchsten Vollkommenheit hielten; und daß sie alle Christen ermahnten mit Bewunderung hinaufzusehen an Mönchskraft.

Der ganze Mönchshaufen, alle diese ungelehrten Schwärmer, alle diese frommgesinnten aber trübseligen Köpfe, alle diese mürrischen und menschenfeindlichen Sonderlinge, alle diese stolzen Heuchler, wären zwar bey der falschen Richtung ihrer äusserst angestrengten Kräfte vor dem besser erkannten Licht des Evangeliums bald verstummet

und

und verschwunden. Aber auch Männer von der ersten Geistesgröſſe, ein Basilius, ein Gregorius von Nazianzus, ein Chrysostomus, traten in den Mönchsstand, oder versuchten wenigstens diese rauhe Lebensart. Ob sie gleich dieselbe nicht aushielten, und aus Kränklichkeit bald die Einsamkeit wieder mit der Welt vertauschten, so blieben sie doch eifrige Vertheidiger des Mönchslebens und der Einsiedlerey; ihre Schriften und Reden rissen die Menschen strohmweise in die Einsamkeit.

Johannes mit dem goldenen Munde, oder gewöhnlich Chrysostomus genannt, Erzbischof und Patriarch in Constantinopel, ein Mann von dem gröſten Ansehen wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Beredsamkeit, und seiner ehrwürdigen Sitten, beförderte mit dem äusserſten Eifer diesen allgemeinen Hang für geistliche Abentheuer. Er war selbst in seiner Jugend darauf ausgegangen, ob sich gleich seine Mutter der Ausführung seines Vorsatzes durch ungemein rührende Vorstellungen widersetzte. Diese vornehme, reiche und edle Frau

war

war bald nach seiner Geburt Witwe geworden, und hatte ihn unter vielen Beschwerlichkeiten mit der äussersten Sorgfalt erzogen. Nun bat sie ihn weinend, und auf demselben Bette liegend auf welchem sie ihn zur Welt gebahr, er möchte sie doch nicht zum zweitenmal zur Witwe machen, und erst ihren Tod abwarten eh er seinen unchristlichen und grausamen Entschluß vollstrecke. Sie sagte dem jungen Schwärmer, er beleidige Gott auf eine leichtsinnige Weise, indem er seine Mutter undankbar verlasse. Chrysostomus, der dieß alles selbst erzählet, glaubte, er sey Gott mehr schuldig als seiner Mutter. Ohne das allergeringste Bedenken übertrat Er die kindlichen Pflichten der Ergebenheit, des Gehorsams und hülfreichen Beystandes. In der Mönchsmoral kannte man die Lehre von den Pflichten gegen die Eltern nicht. Chrysostomus begab sich, bald nach dem Jahr 370 von Antiochien auf die benachbarten Gebürge, und lebte da als Mönch völlig getrennt von der Welt und seiner Mutter.

Dem

Dem ſchwärmeriſchen Chryſoſtomus war indeſſen doch bey ſeinem raſchen Unternehmen etwas bange. Er Erkundigte ſich vorher ſorgfältig, ob er auch in ſeiner Einöde täglich friſches Brodt bekommen könne; ob er nicht etwa einerley Oehl werde gebrauchen müſſen zum Eſſen und zur Lampe; ob man ihn nicht nöthigen werde zu graben, oder Holz und Waſſer zu tragen. Er ſey mit einem Worte eben ſo begierig, ſagte er, nach Ruhe in der Einſamkeit, als viele Mönche ſeiner Zeit in ihrer Einöde nach einem Ueberfluß von irdiſchen Bedürfniſſen.

Chryſoſtomus hielt aus Urſachen, die ich am Ende dieſes Capitels anzeige, das Mönchsleben nicht allzulange aus. Aber ein groſſer Beförderer deſſelben blieb er ſtets, empfohl es in Schriften und Predigten durch die prächtigſten Lobeserhebungen, und wachte auch über ſeine Aufführung mit einer Strenge die demſelben ſehr nahe kam. Seine Talente, ſeine Lage in der Welt, und ſein viel vermögendes Anſehen machte es ihm nun

äuſſerſt

äuſſerſt leicht, in den Köpfen und Herzen des anſehnlichſten Theiles der Chriſtenheit die Liebe für die Möncherey immer mehr zu entzünden. Nach ſeiner Rückkunft aus der Einſiedeley ward er in Antiochien Presbyter, und predigte da mit hinreiſſendem Beyfall. Eutropius, der Staatsminiſter des Kaiſers, hatte ihn predigen gehöret. Als daher der Ertzbiſchof und Patriarch in Conſtantinopel geſtorben war, erinnerte ſich Eutropius den Prediger den er in Antiochien ſo ſehr bewundert hatte. Aus Beſorgniß das Volk möchte den groſſen Mann nicht gerne aus Antiochien wegziehen laſſen, ertheilte Eutropius heimlich ſeinen Befehl an den Statthalter von Syrien; und man brachte den Chryſoſtomus ingeheim und ſchnell auf einem Poſtwagen von Antiochien nach Conſtantinopel. Der kaiſerliche Hof, die Cleriſey, und das Volk rechtfertigten die Wahl des Miniſters; als Heiliger und als Redner übertraf der neue Ertzbiſchof die feurigſte Erwartung.

Er

Er war in der Schule des berühmten Redners und Philosophen Libanius erzogen, und zur höchsten Beredsamkeit gebildet. Libanius hielt ihn schon als Knaben würdig einst sein Lehramt zu vertreten, und er beklagte daß er ihm von den Christen aus seiner Schule weggestohlen sey. Mit dem Geiste der grossen Männer Griechenlands und Roms trat also Chrysostomus in Constantinopel auf die Kanzel. Unstreitig gab er seinen Religionsvorträgen noch dadurch mehr Gewalt und Nachdruck, daß er als Prediger und Patriarch, bey sehr vielen guten Eigenschaften, starke Züge aus dem Mönchscharakter behielt. Er war nüchtern und enthaltsam; aber auch zankſüchtig, eifrig, leer von aller Weltklugheit und Verstellung, unvorsichtig, und ungebunden frey im Tadel von Personen des höchsten Ranges. Mit unerbittlicher Strenge verlangte er Ehrbarkeit und Zucht bey Mönchen, bey Geistlichen, und bey Layen. Er war sehr fertig Bannstrahlen loszuschiessen; sehr geneigt allen Umgang zu vermeiden, und sich von allen Pflichten der Geselligkeit loszureissen;

dem Anschein nach verdrießlich, unfreundlich, trotzig, und stolz für Leute die ihn nicht sehr genau kannten. Untadelhaft war aber immer seine Tugend und groß sein Wohlthun, denn aus den reichen Einkünften seines Amtes, die seine Vorfahren zu Pomp und Wohlleben verschwendet hatten, errichtete er Hospitäler; sein strenger und feuervoller und unerbittlicher Geist kannte also doch auch Güte und Milde. Das Volk, für dessen Heil er so sehr sorgte, gab den eindringenden und treflichen Predigten seines Erzbischofs gröſſern Beyfall als allen Belustigungen des Theaters und des Cirkus. Seine Sprache war schön und warm, und unerschöpflich an allem was eine Rede belebet, hebt und schärft; er führte die Herzen wohin er wollte, und lenkte jede Leidenschaft zu seinem Zweck.

Ein solcher Heiliger und ein solcher Redner predigte von seiner Kanzel in Constantinopel den Christen: ein Mönch genieſſe mehr Ansehen als die Fürsten selbst; in jeder Stadt bewundere man ihn,

ihn, in seinem elenden und zerrissenen Kleide, als einen Engel vom Himmel; niemand sey so mächtig wie ein Mönch; niemand könne und dürfe den Fürsten Verweise geben wie Mönche; vor ihnen müssen die Mächtigen der Erde weichen; jeder Vater werde groß und hochgeachtet, wenn er Mönche zu Söhnen habe; das Mönchsleben sey die einzige wahre Philosophie; Chöre der Engel, in menschlichen Körpern hervorleuchtend, sehe man auf den Gipfeln ihrer heiligen Berge; ihre Stille und Anbetung sey so rein als das Leben Adams vor dem Falle; Cellen in der Wüste seyen zwar Trauerhäuser, wo man nichts erblicke als Einsamkeit, aber auch ungestörte himmlische Ruhe; und jeder solle hinein eilen, um die heiligen Füsse der Mönche zu küssen.

Aber mit noch weit mehr Gewalt, gleicher Beredsamkeit, grösserer Kenntniß der Menschen und der Sitten, alles wegreissendem oder alles niederwerfendem und zermalmendem Eifer sprach, schrieb und wirkte der heilige Hieronymus für

den Mönchsstand. Sehr mangelhaft wäre diese kurze Uebersicht des Triebes zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Kirche, wenn ich hier nicht einen etwas scharfen Begrif von diesem Heiligen und diesem Feuerkopf gäbe. Die Sinnesart, der Charakter, und das ganze Verhalten des Hieronymus haben so viel grosses, und dann auch wieder so viel menschliches, daß man gerne verweilet bey so vieler Leidenschaft, Bewegung, Thätigkeit und Kraft; und daß man gerne etwas näher mit diesem so äusserst berühmten Kirchenvater bekannt wird, weil er bey allen seinen Fehlern doch ein sehr grosser Mann war, auch in vielen Dingen ein edler naiver und liberaler Mann, der überaus vieles sagt wie es ist.

Hieronymus kam um das Jahr 342. in Sclavonien zur Welt. Seine Eltern waren Christen, und schickten ihn sehr jung nach Rom, wo er mit grossem Eifer studirte, und dann nebenher auch ziemlich liederlich lebte. Lateinische Sprachkunst, Beredsamkeit und Philosophie ergriff und faßte

sein

fein feuervoller Kopf ſchnell und leicht; aber Virgil und Cicero machten ihn nicht gleichgültig für den Anblick ſchöner Mädchen. Indeſſen beſuchte er des Sonntags die Gräber der Apoſtel und Märtyrer, und wanderte gerne in den Catakomben umher. Von Rom kam er nach Gallien, auch an den Rhein, und ſodann nach Aquileja, wo ihn ein unvermutheter Wiebelwind, wie er ſagt, nach den Morgenländern trieb.

Vorerſt beſuchte er noch einmal ſein Vaterland. Dann verließ er, um des Himmelreiches willen, ſein Haus, ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſter die etwas liederlich war, ſeine Anverwandten; und was er noch, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, für das traurigſte hielt, eine vortrefliche Tafel. Die Bibliothek, die er ſich in Rom geſammelt hatte, nahm er auf den Rücken. So kam er durch Thracien, Pontus, Bithynien, Galatien, Cappadocien, Cilicien, und fand endlich in Syrien den Fleck, wo er wünſchte als Anachoret zu leben.

Ein fleischliches Vergehen war höchst vermuthlich der Wirbelwind, der den heiligen Hieronymus so ganz unerwartet nach Syrien verschlug. Wollust war sein größter Feind. Er gesteht auch aufrichtig: man ändere mit seinem Aufenthalte nicht seinen Sinn, sein Feind sey mit ihm nach Syrien gegangen; und er leide da, in seiner Einsamkeit, noch weit mehr als nie von dem Unzuchtsteufel.

Das läßt sich begreifen. Aber der heilige Mann sagt es auch selbst rund heraus: er habe aus Furcht vor der Hölle Italien mit einer weiten von der Sonne verbrannten Wüste vertauscht; in diesem schrecklichen Wohnsitz der wilden Thiere, der Schlangen und der Mönche, vier Jahre ganz mit Christo und mit Büchern gelebt, vier Jahre da gekämpfet gegen unbändige Fleischeslust, und garstige Gedanken.

In dieser rauhen Einsamkeit dachte Hieronymus: nun kann ich alles was ich will. Er hatte gelesen, daß demjenigen, der glaubt, alle Dinge mög-

möglich sind. Also kämpfte er in einem fort gegen den Teufel den er mitgebracht hatte; und wagte sich sodann in seiner Höhle an die Auslegung eines Propheten, den er nicht verstand. Als in der Folge diese Auslegung grossen Beyfall gefunden, sagte dann doch Hieronymus selbst sehr ehrlich: kein Buch in der Welt sey so schlecht, das nicht irgendwo ein dummer Leser lobe.

Ein Mann von Genie, wie Hieronymus unstreitig in einem sehr hohen Grade war, konnte aber dieses rauhe und wilde Anachoretenleben nicht lange aushalten. Vielerley Krankheiten befielen ihn in seiner Höhle. Von Natur war er schon schwächlich, auch wenn er sich sonst wohl befand; aber in seiner Syrischen Einöde kam er um alle Kräfte seines Körpers. Er verfiel durch langes Fasten und Wachen in ein langwieriges Fieber; er ward äusserst mager; seine Glieder wurden kalt, und kaum fühlte er noch Lebenswärme in seiner Brust. Sein Kränkeln brachte ihn aber wieder zur gesunden Vernunft, denn das Anachoretenle-

ben fieng ihm an zu misfallen. Er sagte, die Freunde die bey ihm waren, haben ihn verlassen, weil sie hätten lieber wollen mit Thieren leben als mit den Anachoreten der dortigen Gegend. Er selbst beklagte, daß er sich nicht mit ihnen flüchten könne, theils wegen seiner Krankheit und theils wegen des beschwerlichen Winters.

Dieß war nicht Anachoretensprache, aber es ist Thatsache und Geschichte. Hieronymus verließ endlich die Syrische Wüste, gieng nach Antiochien, und da machte man ihn zum Priester. Sodann begab er sich nach Constantinopel, und im Jahr 382 wieder nach Rom, wo er drey Jahre als Geheimschreiber des Pabsts Damasus lebte, und nun die Wunder that und die Welterfahrung erwarb, wofür ich ihm hier mit schwacher Feder dieses kleine Denkmal errichte.

Die geheimen Sekretaire der Päbste sind zwar gewöhnlich lose Vögel. Aber das war Hieronymus nun nicht mehr, und doch gefiel er den Römischen

miſchen Damen ganz auſſerordentlich. Marcella, eine ſehr vornehme, und wie es ſcheint auch eine ſehr ſchöne Römerin, nahm ihn zu ſich in ihren Pallaſt; und der fromme Tillemont, der dieſes Verhältniß mit einer ſchönen Frau für den ehmals ſo fleiſchlich geſinnten Hieronymus von Bedeutung hielt, ſagt, die Palläſte der vornehmſten Römiſchen Damen ſeyen damals ſo groß geweſen wie Städte, und alſo habe Hieronymus auch mit allem Anſtand bey der heiligen Marcella wohnen können.

Sein Ruf machte die vornehmſten Römerinnen nach ſeinem Umgang gierig. Aber ſeiner anachoretiſchen und alſo etwas widerhaarigen Sinnesart wegen, mußten doch dieſe Damen ſehr ſeltſame Damen ſeyn, wenn Hieronymus ſich entſchlieſſen ſollte irgend eine von ihnen zu ſprechen.

Sie mußten kein Roth auflegen; mußten ſich ſchon die Augen halb aus dem Kopfe geweint haben; mußten hungern können; mußten ſchon dürr

und mager seyn durch langes Fasten; mußten in schmutzigen Kleidern gehen, und Psalmen singen vom Morgen bis in die Nacht.

Kein Weib gefiel mir, sagt Hieronymus, die ich essen sah. Eine Menge Römischer Jungfern umgaben mich zuweilen; ich erklärte ihnen die heilige Schrift. Wir kamen zu diesem Zwecke oft zusammen. Das öftere Beysammenseyn zeugte Vertraulichkeit, und Vertraulichkeit zeugte Freundschaft. Aber meine Feinde sollen mir beweisen: ich habe mit irgend einem dieser vornehmen Mädchen etwas unanständiges unternommen; ich habe gelitten daß eine einzige ihre Reichthümer mit mir theile; ich habe nicht alle ihre grosse und kleine Geschenke verworfen; ich habe bey einer Einzigen die Verwaltung ihrer Gelder mir angemasset; ich habe jemals liederliche Discurse bey ihnen gewagt; ich habe jemals bey ihnen dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen soll (*); ich sey jemals in

(*) Hier lügt der heilige Hieronymus. Allerdings hat er

in die Häuſer der Weltkinder gekommen; ihre ſeidenen Kleider, ihre Juwelen und ihre bemahlten Geſichter haben mich jemals verblendet?

er dahin geſehen, wohin man bey Mädchen nicht ſehen ſoll, denn Alles was irgend an Mädchen, oder auch an ſchönen Weibern für Weltkinder bemerkenswerth iſt, ſah Er mit Adlersaugen, und ſagt es ſo gut, ſo wahr, ſo ſchön, ſo treffend, und ſo ſehr in Allem der Natur getreu, daß mir ſchwarz und grün vor den Augen wird, wenn ich in den Schriften eines ſo heiligen Mannes auf ſolche Gemählde falle. Zum Exempel. In ſeinen Vermahnungen de vitando ſuſpecto contubernio, an eine Mutter und Tochter in Gallien, ſchrieb Hieronymus, aus Bethlehem, an die Tochter: „Mädchen, was ſoll aus dir „werden, wenn du geſund biſt, fein, fett und roth, „bey ſchmackhaften Speiſen und köſtlichem Wein, im „Bade, unter Ehmännern und Jünglingen? Thuſt „du auch das nicht, wofür ſie dich anſprechen, ſo „freuſt du dich doch, und denkſt es ſey ein Beweis „deiner Schönheit, wenn du angeſprochen biſt. Deine „Kleider ſeyen auch noch ſo beſcheiden, braun von „Farbe, ohne Falten, und ohne den langen Schlepp

„durch

kommt immer weiter als man glaubt. Hieronymus war berühmt als der gelehrteste Ausleger der heiligen Schrift den damals die Kirche hatte, und selbst der Römische Bischof Damasus zog ihn darüber zu Rath. Er war berühmt wegen seiner unsterblichen Schriften, wegen ihrer mahlerischen und hinreissenden Beredsamkeit, wegen des hohen Schwunges seiner Gedanken, der Schärfe seiner Blicke, und der Kraft und des Gewichts seiner Worte. Jedermann erwartete in Rom, Hieronymus würde nach dem Tode des schon fünf und siebenzig jährigen Damasus Pabst werden. Die schöne Marcella, in deren Pallast er wohnte, die als Witwe in den Nonnenstand trat, und zur Errichtung mehrerer Klöster in Rom das meiste beytrug, war seine erste Schülerinn: und man weiß was das bedeutet, wenn man eine schöne und vornehme Frau auf seiner Seite hat.

Der Marcella folgte gleich die erhabene Paula, eine sehr reiche, ebenfalls sehr vornehme, und ebenfalls sehr feuerfängliche Dame aus der Fami-

lie

lie der Gracchier und Cornelier, übrigens Wittwe, und Mutter von fünf Kindern. Sie konnte der unüberwindlichen Beredſamkeit des Hieronymus nicht widerſtehen. Der entheiligende Name einer Schwiegermutter Gottes (*) verführte ſie, und das war der Triumph des Hieronymus, ihres geiſtlichen Vaters. Ihr Name iſt groß und denkwürdig geworden in der catholiſchen Kirche.

Zuerſt gieng ſie in ein Römiſches Kloſter, um ſich da in allen Werken der Demuth zu üben. Dann warf ſie ihre ſeidene Kleider weg; ſchenkte Alles, was ſie von ihren Reichthümern verſchenken konnte, den Armen (**), und entſagte allen Eitel-

(*) Socrus Dei war ein ſehr gewöhnliches Compliment, das Hieronymus der Paula machte.

(**) Dieſe Enthuſiaſterey war in Rom nicht neu, und auch nicht blos den Chriſten eigen. Plotin bewunderte und empfahl allen ſeinen übrigen Freunden, als ein nachahmungswürdiges Muſter eines ächten Weltweiſen und Philoſophen nach Neuplatoniſcher

Art

Eitelkeiten der Welt. Fasten, Lesen und Beten war ihr beständiges Geschäft. Anstatt ihre Tage in wollüstigen Bädern hinzubringen, und sich mit wohlriechenden Wassern zu waschen, anstatt ihre Reichthümer und ihren Witwenstand den Wollüsten, der Pracht, der Coketterie und der Liederlichkeit zu weihen, lebte Sie im Sack und in der Asche. Ihr größter Ehrgeitz war gerade nach den Wüsten hinzugehen, wo Paul der Eremit und der grosse Antonius ihr hohes Leben schlossen. Aber dieß konnte sie nun freilich nicht für sich alleine; und eben so wenig wäre es schicklich gewesen mit dem Hieronymus aus dem Lande zu laufen.

Paula

oder Egyptischer Art und eifrigen Suchers der Wahrheit, einen Römischen Senator Rogatianus, den seine Lehren und Beyspiel so gänzlich umgekehrt hatten, daß er allen seinen Sclaven die Freyheit schenkte, sein ganzes Vermögen abtrat, das Amt eines Prätors, das er erhalten sollte, aufgab, und nicht einmal in seinem eigenen Hause wohnte, sondern bey seinen Freunden schlief, und speißte.

Paula trieb in ihre Tochter Euſtochium eben den Enthuſiaſmus, mit dem ſie Hieronymus anſteckte. Als aber dieſe ſchon ihren ehemaligen zierlichen Anzug weggeworfen hatte, wagte es Prätextata, ihre Tante, ihr die Haare wieder aufzuputzen, und ſie koſtbar auszuſchmücken. Aber Hieronymus verſichert, gleich in der nächſten Nacht ſey der Prätextata ein Engel erſchienen, und habe ihr mit fürchterlichem Geſichte verkündigt, ihre gottloſen Hände werden verwelken, ſie werde ihren Mann und ihre Kinder verlieren, und ſelbſt nach fünf Monaten in die Hölle fahren; welches dann auch, wie man leicht denken kann, geſchah.

Die ſchöne Euſtochium ergriff mit Liebe den hohen Gedanken der Abgeſchiedenheit von der Welt. Sie empfand bald einen unwiderſtehlichen Trieb zum eheloſen und einſamen Leben; und nun ſchrieb Hieronymus an ſie, zu ihrem Unterricht und zu ihrer Stärkung, ſeinen berühmten Brief über die Feſthaltug der Jungfrauſchaft.

Dieß war nach den damaligen Sitten in Rom nicht eine leichte Sache. Hieronymus hatte bey dieſem Briefe zur Abſicht, die Euſtochium hauptſächlich zu warnen, daß ſie bey ihrem Ausgange aus Rom nicht das Schickſal von Loths Frau habe. Er räth ihr vorerſt beſtändige Furcht und demuthsvolle Vorſichtigkeit, wegen der Schwäche des Fleiſches. Gott kann alles, ſagt Hieronymus, aber eine gefallene Jungfrau kann Er nicht wieder in die Höhe bringen. Er geſteht ſelbſt, rund und frey, in ſeinem erſtorbenen Körper ſey das Feuer unzüchtiger Begierden noch in der Zeit aufgelodert, da er ſich aus Furcht vor der Hölle zur brennendheiſſen Wüſte und zur elendeſten Nahrung und Lebensart verdammte; aber Er habe den Unzuchtsteufel durch anhaltendes Gebet, Thränen, Faſten von ganzen Wochen, und die rauheſte Einſamkeit bezähmt.

Geilen Gedanken müſſe man nicht nachhängen, ſondern ſie in ihrer erſten Entſtehung unterdrükken. Darum müſſe auch eine Jungfer, die ihre

Jung-

Jungfrauſchaft feſthalten wolle, den Wein fliehen wie Gift. Geitz und andere Laſter können wir eher bezähmen als die in uns eingeſchloſſene, mit unſerer Natur verwebte Fleiſchesluſt. Mäſſigkeit im Eſſen ſey auch gut für eine Jungfer; der Schöpfer finde zwar kein Vergnügen an heulenden Eingeweiden, aber nichts erhalte doch beſſer die Keuſchheit.

Hieronymus erzählet ſodann der Euſtochium die Sitten des Chriſtlichen Roms, vor vierzehnhundert Jahren. Es verdröſſe mich ſagt er, dir zu offenbaren, wie viele Jungfern täglich fallen. Aber auch die meiſten Chriſtlichen Witwen wirſt du ſehen ihr böſes Gewiſſen hinter lügenhaften Kleidern verſtecken. Würde auf den Gaſſen ihr dicker Bauch, oder in ihren Häuſern das Kindergeſchrey ſie nicht verrathen, ſo dächte man ſie ſeyen heilig und keuſch, und ſie trippelten dann mit erhabenem Haupte, unverſchämtem Geſicht, und hüpfenden Füſſen durch die Gaſſen. Einige Witwen nehmen Getränke ein, um ſich unfruchtbar

bar zu machen, und also morden sie was noch nicht gezeuget ist. Einige wollen ihre Leibesfrucht durch gewaltsame Mittel abtreiben, und tödten oft ihre Leibesfrucht und sich selbst. Für Keusche ist alles keusch, sagen diese Damen, darum kann man mit reinem Herzen auch alles essen was Gott erschaffen hat, und wenn man das Herz erfreuen will, auch sich betrinken.

Eustochium, habe du keinen Umgang mit jenen Weibern. Auch nicht mit Witwen oder Mädchen, die bey Männern geistlichen Trost suchen und fleischlich mit ihnen leben. Auch nicht mit jungen Ehfrauen, wegen der geilen Fragen und Erzählungen, womit sie sich die Zeit vertreiben, wenn sie sonst nichts zu sagen wissen. Geh auch nicht in die Häuser vornehmer Damen, die von Schmeichlern wimmeln; wo man den ganzen Tag frißt; und wo man Geistliche sieht, die durch ein ernsthaftes und gesetztes Wesen diese Damen erbauen und zur Ehrerbietung gegen sich erwecken sollten; aber die anstatt dessen die Damen erst

zärt-

zärtlich küssen, und sodann die Hand ausstrecken als ob sie ihnen den Seegen ertheilen wollten, und damit für ihren Besuch ein Geschenk empfangen.

Blasse und von Fasten ausgezehrte Jungfern sind die besten Gesellschafterinnen für dich. Lieben muß zwar der Mensch immer etwas, aber die geistliche Liebe muß die fleischliche überwinden. In deinem Bette mußt du sagen, des Nachts suche ich Ihn, den meine Seele liebt; aber ausgehen mußt du nie bey Nacht. Du mußt deinen Bräutigam nicht auf den Gassen suchen, noch deinen Buhlen in den Winkeln der Stadt. Verhüllet mußt du immer gehen vor frechen Augen. Es scheint zwar hart, die Natur zu zwingen, Menschen ein Engelsleben abzupressen, und was uns angeschaffen ist zu verdammen. Enthaltsamkeit war vormals nur eine Regel für Männer; aber derjenige, den Engel im Himmel anbeten, verlanget nun auch Engel auf der Erde.

Eine Jungfrau, die nicht heurathen will, muß durchaus an nichts denken, was nicht jungfräulich ist. Sie muß sich hüten vor jeder unanständigen Rede, vor jedem unanständigen Buche, vor jedem unanständigen Gedanken. Schlechte Gesellschaft von jeder Art muß sie fliehen, zumal jene andächtige Heuchlerinnen, die ihr Gesicht verstören, damit es scheine, als wenn sie sich mit Fasten quälen; die immer seufzen, wenn sie glauben daß man nach ihnen sieht, und dabey die Augen niederschlagen, oder nur verstohlen unter ihrem Schleyer hervorschielen; die in dunkeln Kleidern gehen, indeß da ihr Magen erhitzet ist durch Speisen; oder die sich die Haare abschneiden, ein grobes Kleid auf dem blossen Leibe tragen und eine meisterlich gemachte Kaputze auf dem Kopf, und aussehen wie Eulen und Uhus.

Aber auch heuchlerische Männer mußt du fliehen, zumal die frommen Kerle die sich mit eisernen Ketten umhängen, Bärte haben wie Böcke, schwarze Mäntel, und nackte Füsse. Dieß alles

ist

iſt vom Teufel. Solche Heuchler, die ſich traurig ſtellen, und die mit Sünden beladenen vornehmen Weiblein bethören, ſobald ſie den Zutritt in ihren Häuſern haben, gab es vormals in Rom, und ſolche giebt es auch anitzt. Ich ſchäme mich zu ſagen, was ſie dann ferner bey dieſen Betſchweſtern unternehmen, und ſchweige lieber; damit es nicht ſcheine, ich ſchmähe da ich nur warne.

Fliehen mußt du die geiſtlichen Schurken, die ſich für Kirchenämter bewerben, um nur freyer an die Weiber zu kommen. Ihr höchſter Wunſch iſt blos ſchöne Kleider zu haben; dann wollen ſie auch lieblich riechen; wollen daß ihre Schuhe gut ſitzen; zieren ihre Finger mit glänzenden Ringen; kräuſeln ſich die Haare mit warmen Eiſen; und damit ihre ſchönen Füſſe gelegentlich nicht naß werden, gehn ſie immer auf den Zeen. Einige von ihnen verwenden ihr Leben und ihren Fleiß blos darauf, die Namen der vornehmſten Damen zu wiſſen, ihre Wohnungen zu erfragen,

und ihre Neigungen auszukundſchaften. Einen unter denſelben, der in dieſer Kunſt der größte Meiſter iſt, will ich dir kurz und treffend ſchildern, damit du deſto leichter die Schüler in dem Bilde ihres Lehrers erkenneſt.

Er ſteht eilig und mit Anbruch des Tages auf, um ſeine Viſiten abzulegen. Dazu bedient er ſich des kürzeſten Weges; er ſtürzt beynahe, eh die Damen vom Schlafe erwachen, in ihre Zimmer. Sieht er unter dem Hausgeräth etwas koſtbares und ſeltenes, ſo ſtreicht er es heraus, bewundert es, beguckt es von allen Seiten; und indem er der Dame zu verſtehen giebt, er wäre eines ſolchen Hausraths benöthigt, preßt er es ihr eher ab, als daß ſie es ihm gutwillig giebt; denn die Damen ſchämen ſich einen Stadtläufer zu beleidigen, der aus einem Hauſe in das andere kommt, und weiß was in jedem vorgeht. Dieſem Kerl iſt Keuſchheit eine Aergerniß, und Enthaltung eine Thorheit. Sein Maul iſt grob und frech, und immer zu ſchmähen bereit. Wohin

du

du dich wendeſt, ſiehſt du ihn immer zuerſt. Alle Stadtneuigkeiten erfindet Er, oder macht ſie ſchlimmer und gröſſer.

Erinnere dich immer daß du mitten unter Fallſtricken wandelſt; und daß vielen alten Jungfern von unbezweifelter Keuſchheit, noch ganz nahe vor ihrem Tode, die Keuſchheitskrone aus den Händen fiel.

Wie die Peſt mußt du Mädchen und Witwen fliehen, die aus Müſſiggang und Neugier den ganzen Kreis unſerer alten Matronen beſuchen, alle Schamröthe wegwerfen, und nicht als Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen bey Vornehmen ſind. Dieſe Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen ſorgen für nichts als ihren Bauch und was dem Bauche zunächſt liegt, indem ſie ſagen: ach gebrauchen doch Ihr Gnaden was ſie haben, und genieſſen ſie das Leben weil ſie leben! Wie die Peſt mußt du auch die Weiber fliehen, die ſich gerne betrinken und geiler Natur ſind, und

in alle Ohren alles Böſe einflüſtern, und eiſerne Köpfe zur Wolluſt erweichen. Aber dieß Alles kann dir nichts helfen, ſetzt endlich der orthodoxe Hieronymus hinzu, wenn du dich nicht über alles und vor allem aus beſtrebeſt, daß du den wahren Glauben behalteſt, denn alle nicht orthodoxen Jungfern ſind Huren.

Kaum kann man ſich vorſtellen, welchen Eindruck in Rom dieſer häufig abgeſchriebene und bald in der ganzen Stadt bekannt gewordene Brief an die Euſtochium machte. Man muß eine Weiberepidemie geſehen haben, um fähig zu ſeyn ſich die allgemeine Wuth zu denken, womit man itzt von allen Seiten über den Hieronymus herfiel. Die ganze Stadt ſchrie, dieſer Brief iſt eine Satire! Einer riß denſelben dem andern aus den Händen; eine Geſellſchaft ſchnatterte es der andern zu, es ſeyen Portraite in dem Briefe! Jedermann bewies mit dem Briefe in der Hand, hie, da, dort, und dort und da, ſey die, der, dieſe und jener gemeint! Viele liederliche Damen

von

von hohem Stande erkannten sich selbst in manchem Zuge, und betrachteten den Hieronymus nicht etwa als einen Freund der sie warnte, sondern als einen öffentlichen Verräther ihrer Ungebundenheit.

Manches hätte man vielleicht dem Hieronymus nicht so schrecklich übel genommen. Aber verzeihen konnten ihm doch die Römischen Witwen und Jungfern nicht, daß er hatte sagen dürfen, sie sollten unter sich und nicht in Männergesellschaften leben. Das war genug, um ganz Rom aufrührisch zu machen, und alle Menschen so aufzubringen, daß sie alle auf den Hieronymus mit Fingern wiesen. An solche starke Wahrheiten war man gar nicht gewohnt; so unwidersprechlich sie auch sonst denen schienen, die sie in der Stille wogen. Es war auch dabey nicht ein geringes, den falschen Mönchen und der ehrwürdigen Geistlichkeit in die Augen zu greifen; und dann samt und sonders, die allgemeine Eigenliebe zu beleidigen, die Thorheit zu entlarven, die Dummheit

aufzudecken, das Laster auszupeitschen. Rom war schon damals als der Hauptsitz der Aufklärung in der Religion und der besten christlichen Sitten in größtem Ansehen; und mitten aus Rom heraus machte Hieronymus diese stolze Stadt der ganzen christlichen Welt zum Spott.

Die Heiden, die Abtrünnigen von der christlichen Kirche, die Verfolger, alle die den Namen der Christen haßten, schrieben in die Wette den Brief des Hieronymus an die Eustochium ab. Er schilderte in demselben Leute von allen Ständen, von jedem Rang, Glieder der Kirche und des Staats, und am allermeisten die Weiber, als ein niedriges Volk. Er wies, daß alle Verbrechen welche die Heiden den Christen vorwarfen, und welche diese als die ärgsten Verläumdungen abläugneten, nicht nur völlig gegründet, sondern weit schlimmer waren als die Heiden dachten.

Hieronymus hatte dann auch schon manche Römische Familie gegen sich aufgebracht, und er

hatte

hatte schon hie und da auch vor seinem Briefe an die Eustochium schon manche vornehme Dame beleidiget. Man hieß ihn schon lange einen Weiberverführer und einen Zauberer. Darum schlugen sich itzt alle Gecken, alle Schöpse, alle Halbköpfe, der grosse Haufen der Idioten und der Wahrheitshässer, wie gewöhnlich, zur Partey der Damen. Alle Weiber und alle Damen selbst waren bereit, dem Hieronymus die Finger abzuschneiden, die Augen auszukratzen, den Bart auszurupfen.

Alle die elenden und armseligen Neidhammel und Schmarotzer in Rom, die sich durch nichts eine Existenz zu geben wußten, wollten in dieser Epidemie nun auch merkwürdig werden, und machten trotzig und in Schaaren, mit hervorgedrücktem Kinn, dem Hieronymus Knipse. Alle schrien, einen solchen unklugen Kopf müsse man nicht dulden, der sich unterstehe vornehmen Leuten die Wahrheit zu sagen; brandmarken müsse man einen Vermessenen, der sich erdreiste Damen um deren Gnade sich sonst jedermann bewerbe

nen sie doch eigentlich nur zur Busse. Wer Lasterhafte anklagt, macht sich immer viele Feinde. Zeichne ich geschwätzige Narren, so werden diese freilich ihre Thorheit gewahr. Bonasus ist zwar nicht der Einzige in Rom, den ich in die Nase hieb. Er ist nicht der Einzige, der mit grossen und leeren Worten prahlt aus aufgeblasenen Backen. Wenn ich sage, Schurken seyen in Rom geehret, lieber Bonasus, so mußt du das nicht übel nehmen, da du dich für keinen Schurken hältst. Verlache ich einen Advocaten wegen seiner nicht einen Heller werthen Beredsamkeit, so soll dich das, lieber Bonasus, nicht schmerzen, weil du beredt bist. Wenn ich gegen geitzige Priester auffahre, so kann ein armer Schelm, wie Bonasus, sich darüber nicht erzürnen. Spreche ich von Eulen und Uhus und Egyptischen Wunderdingen, so kannst du nicht glauben, ich spreche von dir. Trift meine Feder wie ein Dolch jedes Laster, so sollte Bonasus nicht schreyen ich bin verwundet, und dann handgemein mit mir werden wollen, und dann doch immer brüllen: Hie-

rouymus ſchreibt Satiren! Wenn ich ſage daß es Furien giebt, ſo kannſt du doch fromm wie ein Schaaf ſeyn, lieber Bonaſus. Willſt du immer böſe werden wenn ich auf heßliche Menſchen ſchelte, und willſt du dafür mich immer wieder ſchelten, ſo will ich dir, lieber Bonaſus, aus dem Perſius vorſingen: ach hätten doch Könige und Königinnen den witzigen Bonaſus zum Schwiegerſohn, möchten doch alle Schönen dem Bonaſus nachlaufen, möchten doch Roſen wachſen unter allen Tritten des Bonaſus. Oder möchteſt du, und dieß iſt mein letzter und beſter Rath, um allen Menſchen beredt und ſchön zu ſcheinen: nie deine Zunge hören laſſen, und nie deine Naſe zeigen.

Mauſeſtill wurden alle Damen, Weiber, Gecken, Halbköpfe, Idioten und Neidhammel in Rom, nach dieſer kleinen Warnung an den Bonaſus. Aber Hieronymus und Paula und Euſtochium hatten nun einmal die tiefſte Verachtung für Rom; und ſo entſchloſſen ſie ſich alle drey

dieſe

dieſe Narrenwelt zu verlaſſen, und in eine heilige Einſamkeit zu ziehen. Lobenswerth wäre auch dieſer Entſchluß geweſen, hätte es nur in den Köpfen der Paula und des Hieronymus auf dieſer Reiſe nicht ſelbſt ein wenig geſpükt.

Hieronymus packte, wie natürlich, zuerſt ein, und gieng alleine nach dem Orient. Aber Paula entſchloß ſich, es koſte was es wolle, ihr Leben ihm zur Seite zu beſchlieſſen. Sie ſchenkte ihren Kindern nun faſt ihr ganzes übriges Vermögen; entriß ſich ihren ausgeſtreckten Armen; brach durch alle Hinderniſſe, mit geſenktem rauhem Blik; und ſegelte mit ihrer Tochter Euſtochium in die Morgenländer, um als eine heilige Zigeunerinn durch Meere und Länder zu ſchwärmen.

Sie küßte in Cypern die Füſſe des heiligen Epiphanius. In Paläſtina und Egypten beſuchte ſie, mit ihrem lieben Hieronymus nun wieder vereinigt, alle Mönchswohnungen und alle heiligen Oerter mit brennender Andacht. Sie betete

vor

vor dem heiligen Kreutz, als sähe sie den Herrn noch daran hängen. In seinem Grabe küßte sie den Stein der Auferstehung. So durchzog sie ganz Palästina mit steten Erinnerungen, an alle Begebenheiten des Lebens Jesu, seiner Apostel, und aller Heiligen. Sie sah die Gräber der zwölf Propheten, die Stadt Samaria, und das Grab Johannis des Täufers. Hier gerieth sie in Bestürzung durch viele bewunderungswürdige Dinge. Sie sah die bösen Geister unter allerhand Martern schrecklich schreyen, sagt Hieronymus; Menschen vor den Gräbern der Heiligen wie Wölfe heulen, wie Hunde bellen, wie Löwen knirschen, wie Schlangen zischen und wie Stiere brüllen. Sie sah Leute mit allerhand Drehungen und Convulsionen, und wahrscheinlich hatte Sie, oder Hieronymus als er ihr Leben schrieb, auch solche Convulsionen im Hirn.

An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus gieng Paula nun nach Egypten. Von unzählichen Mönchen ward sie da bewillkommet. Sie

gieng in die Cellen des Macarius, und anderer Mönche von hoher Vollkommenheit, und warf ſich vor ihnen nieder. Sie hatte groſſe Luſt unter ſo vielen tauſend Liebeseinſamen Egyptens, ihres Geſchlechts, auch der Feuerfänglichkeit und gewaltigen Mannskraft dieſer borſtigen Einſamen ungeachtet, mit vielen gleichgeſinnten Jungfrauen und ihrer ſchönen Tochter zu wohnen; aber eine ſtärkere Begierde zog ſie nach den heiligen Oertern zurück. Sie kam wieder nach Bethlehem, und lebte da zuerſt drey Jahre in einem kleinen Hauſe, bis ſie ſelbſt Klöſter bauen ließ; und ſodann noch lange Jahre, in frommer Vertraulichkeit und ſteter Herzensergieſſung, mit ihrem geiſtlichen Vater Hieronymus.

Bethlehem war alſo der Ort, den Hieronymus und Paula zu ihrem gemeinſchaftlichen Liebesaufenthalt wählten. Erſt hatten ſie beyde Luſt in Jeruſalem ſich niederzulaſſen; aber Jeruſalem war ſo üppig wie Rom. Jeruſalem iſt eine groſſe Stadt, ſchrieb Hieronymus an den Paulinus,

und hat wie andere groſſe Städte einen Rath, ein Gericht, Gerichtsdiener, verſchiedene Theater, Comedianten, Gaukler, Huren, eine groſſe Menge Volks, und einen Zuſammenlauf aus allen Gegenden der Welt. Aus Gallien, aus Britannien, aus Armenien, Perſien, Indien und Ethiopien kamen in der That die Chriſten zuſammen, um zu Jeruſalem anzubeten.

Ab und zu kamen zwar dieſe Leute auch nach Bethlehem. Aber mit mehr Beſcheidenheit; und überhaupt war das Leben dort ziemlich chriſtlich. Man hörte nicht den geringſten Lerm, den Geſang der Pſalmen ausgenommen und das Hallelujah beym Pfluge. Bethlehem war alſo der rechte Ort für den Hieronymus. Er hatte auſſerhalb des Dorfes, bey dem Grabe eines Jüdiſchen Königs, ſeine Celle. Das war nun, für eine Weile, ſein Paradies auf Erden. Da kleidete er ſich mit den elenden Kleidern, die ihm ſeine geliebte Paula ſchenkte; da nährte er ſich mit dem magern Eſſen das Paula für ihn kochen ließ. Aber

gieng in die Cellen des Macarius, und anderer Mönche von hoher Vollkommenheit, und warf sich vor ihnen nieder. Sie hatte grosse Lust unter so vielen tausend Liebeseinsamen Egyptens, ihres Geschlechts, auch der Feuerfänglichkeit und gewaltigen Mannskraft dieser borstigen Einsamen ungeachtet, mit vielen gleichgesinnten Jungfrauen und ihrer schönen Tochter zu wohnen; aber eine stärkere Begierde zog sie nach den heiligen Oertern zurück. Sie kam wieder nach Bethlehem, und lebte da zuerst drey Jahre in einem kleinen Hause, bis sie selbst Klöster bauen ließ; und sodann noch lange Jahre, in frommer Vertraulichkeit und steter Herzensergiessung, mit ihrem geistlichen Vater Hieronymus.

Bethlehem war also der Ort, den Hieronymus und Paula zu ihrem gemeinschaftlichen Liebesaufenthalt wählten. Erst hatten sie beyde Lust in Jerusalem sich niederzulassen; aber Jerusalem war so üppig wie Rom. Jerusalem ist eine grosse Stadt, schrieb Hieronymus an den Paulinus,

und hat wie andere groſſe Städte einen Rath, ein Gericht, Gerichtsdiener, verſchiedene Theater, Comedianten, Gaukler, Huren, eine groſſe Menge Volks, und einen Zuſammenlauf aus allen Gegenden der Welt. Aus Gallien, aus Britannien, aus Armenien, Perſien, Indien und Ethiopien kamen in der That die Chriſten zuſammen, um in Jeruſalem anzubeten.

Ab und zu kamen zwar dieſe Leute auch nach Bethlehem. Aber mit mehr Beſcheidenheit; und überhaupt war das Leben dort ziemlich chriſtlich. Man hörte nicht den geringſten Lerm, den Geſang der Pſalmen ausgenommen und das Hallelujah beym Pflug. Bethlehem war alſo der rechte Ort für den Hieronymus. Er hatte auſſerhalb des Dorfes, bey dem Grabe eines Jüdiſchen Königs, ſeine Celle. Das war nun, für eine Weile, ſein Paradies auf Erden. Da kleidete er ſich mit den elenden Kleidern, die ihm ſeine geliebte Paula ſchenkte; da nährte er ſich mit dem magern Eſſen das Paula für ihn kochen ließ. Aber

auch von da flog sein Ruhm wie Himmelsfeuer über den erstaunten und bewundernden Erdboden durch seine hohe und alle Herzen ergreifende Beredsamkeit.

In dem heiligen Dorfe Bethlehem ward Hieronymus mächtiger mit der Feder, als kein Schriftsteller seines Zeitalters und der damaligen Welt. Die ganze Christenheit und selbst die vornehmsten Bischöfe waren aufmerksam auf seine Lehren. Niemand konnte wieder aufstehen, den Er durch seine gewaltige Feder zu Boden schlug. Er schrieb gegen niemand, von dem er nicht zu verstehen gab, er sey so unbedeutend als Bonasus. Einige Griechische Schriftsteller haben sich sehr über seine Eitelkeit und seinen Hochmuth beklagt; aber hochmüthige Leute sind sehr gewohnt über einander zu klagen; denn eben so sehr ärgerte den Hieronymus der Stolz der Griechen. Aber stolz und hochfahrend war er gewiß; und nie mehr, als wenn es auf die Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf seine Briefe nicht antwortete.

Als Mit

Mit dieſer heftigen Sinnesart genoß daher Hieronymus, ſelbſt in dem heiligen Dorfe Bethlehem, die Ruhe und den Frieden nicht, den er am Anfang ſeines dortigen Aufenthaltes ſo ſehr pries. Er nahm leicht alles übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorne gereizt hatte, gar nicht leicht. Etwas bitteres, verdrüßliches und ſauertöpfiſches war in ſeinem ganzen Charakter. Man beſchuldiget ihn ſogar, er habe nach dem friedſeligen Dorfe Bethlehem das Uebel hingebracht, welches er da, wie er ſelbſt ſagt, nicht fand; nemlich die Scheelſucht und den Neid. Hieronymus beleidigte durch ſeinen Neid ſeine größten Freunde, und entfernte ſie dadurch von ſich. Sogar ſagt Palladius, der berühmte Biſchof von Hellenopolis, den ich zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge durch ſeinen Neid alle ſeine ſchönen Eigenſchaften. Und aus dem Munde des Poſidonius, eines Einſamen und ganz auſſerordentlichen und wunderthätigen Heiligen zu Bethlehem, erzählet Palladius: der Neid des Hiero-

nymus ſey ſo groß geweſen, daß kein Heiliger neben ihm habe leben können; und er habe ſogar ſeinen eigenen leiblichen Bruder beneidet.

Alles war alſo, wie bey vielen andern groſſen Männern, leidenſchaftlich bey dem Hieronymus. Aber er hatte auch das gewöhnliche Schickſal aller groſſen Männer: für und wider ihn ſprach und ſchrieb niemand ohne Leidenſchaft. Seines Ruhmes und ſeiner Beredſamkeit wegen war er furchtbar, er tödtete mit ſeiner Feder. Aber wenn er auf der Orthodoxie ſeinem Steckenpferde ſaß, verließ ihn alle Mäſſigung und Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein grimmiger Verfolger.

Nicht den geringſten Widerſpruch vertrug er in ſeiner Celle zu Bethlehem. Helvidius ſchrieb ein Buch, worinn er behauptete, eine Jungfer ſey nicht heiliger als eine Frau; gleich warf ihn Hieronymus mit einem Buche in den Koth. Jovinianus dachte auch nicht beſſer von der Jungferſchaft;

ſchaft; Hieronymus widerlegte ihn eben ſo, erhub die Jungferſchaft, und läſterte den Ehſtand mit der entſetzlichſten Wuth. Er nannte den Jovinianus einen Epikuräer und einen lüderlichen Wollüſtling, ob er gleich ganz aſcetiſch lebte. Das Ende des Streites war, daß Jovinianus in den Kirchenbann kam, daß der Kaiſer Honorius ihn als den niedrigſten Verbrecher auf die grauſamſte Art geiſeln ließ, und ihn dann auf eine arme kleine Inſel verbannte, wo er arm und elend ſtarb. Aber auch nach dem Tode dieſes Gegners gieng der Eifer des Hieronymus noch ſo weit, daß er ſagte: Jovinianus habe ſich auf dieſer dürren und elenden Inſel an Schinken und Faſanen todtgefreſſen.

Durch dieſes Alles, und durch ſein groſſes Beyſpiel und ſein hartes Leben, zeigte nun Hieronymus in ſeiner Bethlehemitiſchen Einſamkeit, daß man ein Mönch ſeyn kann, wenn man ein Mönch ſeyn will; und da verwandte Er die ganze allgewaltige Kraft ſeines Styls, allen ſei-

nen Eifer, alle Blitze seiner Beredsamkeit, um dieser unmenschlichen Lebensart Verehrer zu verschaffen und zu erhalten.

Er verfertigte prächtige Lobschriften auf die ersten und vornehmsten Heiligen und Heiliginnen. Er vertheidigte das Mönchsleben und den ehelosen Stand mit glühender Heftigkeit. Er machte von der zweiten Ehe die schimpflichsten Vorstellungen. Er war unermüdet, und bis in seinen im Jahr 420 erfolgten Tod beschäftiget, Christen von allen Ständen, besonders junge Frauenzimmer und Witwen, zur Annehmung des Mönchslebens durch seine Briefe zu locken; und hierinn hatte Er, wie ein grosser Engländischer Kirchenschriftsteller sagt, alle schiefen Köpfe, das ist, eine ungeheure Majorität, auf seiner Seite.

Paula war dann ihrerseits auch nicht müssig. Sie stiftete zu Bethlehem ein Kloster für Mönche und drey für Nonnen. Aus verschiedenen

Pro-

Provinzen hatte sie diese versammelt, und nach Standesgebühr in drey Gesellschaften von vornehmer, geringerer, und ganz geringer Herkunft abgesondert; denn auf diesen Punkt war sie noch immer Weib. Die Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range arbeiteten und assen abgesondert, ihrem Range gemäß; aber weil Adelsthorheit im Himmel nicht gilt, sangen und beteten doch alle drey Ränge gemeinschaftlich.

Sechsmal von Tages Anbruch bis Mitternacht sangen sie, und lernten noch täglich etwas aus der heiligen Schrift. Nur des Sonntags giengen sie in die Kirche, jede Gesellschaft mit ihrer Mutter an der Spitze. Dann eilten diese geistlichen Damen und Fräulein, Frauen und Jungfern, auch sogar des Sonntags, gleich wieder zur Arbeit, damit sich der Teufel durch fleischliche Begierden bey ihnen nicht einnistе; welches Er aber doch zuweilen that, wie man sehen wird.

Mit keiner männlichen Seele durften sie sprechen, und auch sogar mit keinem Castraten; woraus sich schon schliessen läßt, wie äusserst feuerfangend die armen Nonnen unter diesem heissen Himmelsstrich waren. Von den vornehmen Nonnen durfte keine ihre alte Kammerjungfer bey sich haben, weil Kammerjungfern gewöhnlich Gelegenheitsmacherinnen sind. Zornige Nonnen behandelte Paula mit geduldigen Reden und geduldige Nonnen mit Verweisen. Nahrung und Kleidung ausgenommen durfte keine nichts besitzen. Ueppigkeit und Fleischeslust ward gedämpft, oder zu dämpfen versucht, durch wiederholtes Fasten. Geschwätzige und zänkische Nonnen ließ Paula an der Thüre des Speisesals beten und alleine essen; und solchen die sich noch gerne schmückten, zeigte sie allen Unsinn und alle Abscheulichkeit der Coketterie im Kloster.

Paula, die alte und schwächliche Domina dieser Nonnen, lebte strenger als alle. In einem

Fieber

Fieber riethen ihr einſt die Aerzte, ein wenig Wein zu trinken; Hieronymus der ihre Widerſpenſtigkeit kannte, bat einen alten Biſchof heimlich, er möchte ſie doch dazu bereden. Aber der alte Biſchof geſtand dem Hieronymus, Paula hätte ihn beynahe ſelbſt beredet keinen Wein mehr zu trinken. In den härteſten Krankheiten lag ſie auf bloſſer Erde, in einem härenen Hemd. Im Gebete wachte ſie Nächte durch. Wegen ihrer geringſten Vergehungen vergoß ſie häufige Thränen. Bat Hieronymus, ſie möchte doch ihre Augen ſchonen, ſo antwortete Paula: ich muß das Geſicht ſchänden, das ich wider Gottes Gebot ſo oft mit Schminke bemahlt habe; mein langes Lachen kann nichts vergüten als beſtändiges Weinen. Als ihr Hieronymus über ihre Freygebigkeit Vorſtellungen machte, ſagte ſie: ſie möchte bettelnd ſterben, ihrer Tochter nicht das Allergeringſte hinterlaſſen, und ſie wünſche daß man ihren Leichnam in fremde Leinwand einwickle. So geiſelte Paula ihre Nonnen und ſich ſelbſt; ſo lebte und ſtarb ſie in

der

der Liebe des Himmels, nach zwanzig Jahren ihres büssenden Aufenthalts in Bethlehem.

Eustochium, die berühmte Tochter der Paula, ward Nonne in Bethlehem mit ihr. Sie lebte, nachdem sie vormals in Rom von Hieronymus mit so vieler Erfahrungsweisheit zur Festhaltung ihrer Jungfrauschaft angeführet worden, mit ihrer Mutter, in der Nachbarschaft des Hieronymus, und unter seiner Aufsicht. Nach ihrer Mutter Tod ward sie Vorsteherinn eines Klosters von funfzig Jungfrauen. Hieronymus übersetzte zu ihrem gemeinschaftlichen Gebrauche die Mönchsregel des Pachomius ins Lateinische. Man sagt, und es ist glaubwürdig, Eustochium sey als Jungfer gestorben.

Aus seiner Celle zu Bethlehem schickte Hieronymus noch immer vortrefliche Keuschheitsregeln nach Rom; ob es ihm gleich wäre erlaubt gewesen zu glauben, alle Hofnung sey in dieser Absicht

Absicht an den meisten Römischen Damen verlohren.

Er hatte verlangt, daß Läta, eine Römische Dame aus der Familie der Paula, ihm ihre Tochter nach Bethlehem schicke. Sie war schon vor ihrer Geburt zum Nonnenstande und zur beständigen Jungfrauschaft bestimmt. Dieses schwere Vorhaben zur Ausführung zu bringen, belehret Hieronymus in einem noch vorhandenen Briefe die Läta, über die erste Erziehung eines gottgeweihten Mädchens. Sehnsucht, sagt er, müsse man ihr erregen nach ihren Anverwandtinnen im Kloster. Allen Schmuck müsse man von ihr entfernen und zumal die Schminke. Man müsse sie nicht einmal Ohrengehänge tragen lassen. Sie soll bey keinem Gastmal erscheinen. Sie soll bey reifern Jahren sich des Weines völlig entwöhnen, und nicht wissen wozu man die Flöte und die Leyer braucht. Sie soll täglich ihrer Mutter ein gesetztes Stück aus der heiligen Schrift hersagen, auch Griechische Verse lernen

und

und Römiſche Gelehrſamkeit. Ohne ihre Mutter ſoll ſie niemals ausgehen, auch nicht in die Kirche. Vorzüglich ſoll ſie beym nächtlichen Gottesdienſte in der Kirche ihrer Mutter nie von der Seite weichen. Sie ſoll keine ihrer Mägde mehr lieben als die andere. Eine ernſthafte, bleiche, ſchmutzige und etwas traurige Perſon ſoll ſie zur Gefährtinn haben, und eine bewährte Jungfrau überher. Von dieſer ſoll ſie des Nachts zum Gebete und zu den Pſalmen aufſtehen. Sie ſoll Wolle ſpinnen. Sie ſoll nur ſolche Kleider verfertigen lernen, die gegen die Kälte ſchützen. Kraut und Wurzeln ſoll ſie genieſſen, ſelten aber Fiſche. Sie ſoll ſo eſſen, daß ſie immer hungrig ſey, und gleich nach Tiſche leſen und ſingen. Ihre Mutter ſoll ſie nie allein zu Hauſe laſſen. Sie ſoll keinen Luſtbarkeiten beywohnen. Nach den Jahren der Kindheit ſoll ſie nie baden, denn durch Bäder reitze man böſe Lüſte. Und weil ein junges Mädchen unter fleiſchlichen Worten nicht leicht eine geiſtliche Hochzeit ver-

verſtehe, ſo ſolle ſie unter allen Büchern der heiligen Schrift das hohe Lied zuletzt leſen.

Voll von Lobſprüchen auf vorzüglich gottſelige Nonnen ſind alle Briefe des Hieronymus. Voll des Eifers, mit welchem er junge Witwen in den Nonnenſtand zu ziehen ſuchte, und zumal eine Anleitung zu einem ununterbrochenen keuſchen Leben, ſind ſeine Briefe an die Furia und an die Salvina. Er verbietet ihnen immer Schminke und Schmuck, warme Speiſen und Fleiſch, und inſonderheit wohlſchmeckende Vögel, von denen er glaubt, ſie erregen bey jungen Witwen die Brunſt der Wolluſt. Eine Witwe, ſagt er, müſſe die Vergünſtigung der zweiten Ehe gar nicht wiſſen. Sie müſſe die Stelle gar nicht kennen, wo es heißt, es ſey beſſer freyen als Brunſt leiden. Nehmt das Brunſtleiden weg, ſagt er, ſo hilft das Freyen zu nichts. Wenn der Apoſtel aus Furcht vor der Hurerey in ſeinem Unterricht an den Timotheus erlaube, daß die jungen Witwen heurathen dürfen, ſo ſetze er gleich hinzu: denn

es

es ſind ſchon einige umgewandt dem Satan nach. Die zweite Ehe werde alſo blos von dem Apoſtel den Hurenhäuſern vorgezogen.

Mit ſolchen Vorſtellungen empfohl Hieronymus den ehloſen Stand, und jede Art von Enthaltſamkeit. Er wachte mit Adlersblicken auf die Sitten der Mönche und Nonnen. Nichts brachte ihn, weil er ſelbſt war liederlich geweſen, ſchrecklicher in Harniſch, als Liederlichkeit. Nie entbrannte ſein Zorn fürchterlicher, als über eine Liebesintrigue zwiſchen Mönch und Nonne.

Eine Liebesgeſchichte gab es ſogar in einem von der heiligen Paula geſtifteten Kloſter zu Bethlehem, mit einer Nonne die in ihrem geiſtlichen Gefolge von Rom kam. Der Buhle war Sabinianus, ein Italiäniſcher Geiſtlicher und Diakon von vieler Erfahrung in ſolchen Schlichen. Er hatte ſchon in Italien alle Häuſer der Unzucht beſucht, Jungfrauen genothzüchtiget, das Ehbett einer Menge vornehmer Perſonen befleckt, und ver-

veranlaſſet, daß dieſer Verbrechen wegen verſchiedene von ihm verführte Frauen öffentlich hingerichtet worden. Nun kam er an die Frau eines der vornehmſten Gothen; er verführte die Frau, und ward durch den Mann entdeckt. Dieſer jagte ihm wütend nach durch das ganze Land. Sabianus ſchiffte ſich eiligſt ein, und floh, mit einem Empfehlungsſchreiben ſeines Biſchofs, nach Bethlehem zu dem heiligen Hieronymus, um da in einem Kloſter ſich dem Himmel zu weihen. Hieronymus nahm ihn freundlich auf; welches mich an einen Herrnhuter erinnert, der mir ſagte: uns ſind die gröſten Sünder am liebſten.

Hieronymus ſteckte den Sabinianus in das von ihm ſelbſt zu Bethlehem geſtiftete Kloſter, und empfohl ihm Zucht und Ehrbarkeit, welches ihm dann dieſer auch heiliglich und auf Mönchsparole verſprach. Eines Tages aber ſah Sabinianus in der Kirche jene ſchöne Nonne aus dem Kloſter der Paula, die mit dieſer groſſen Heiligin von Rom gekommen war, und verliebte ſich in

dieſe Nonne. Nach einigem Briefwechſel verſprach die Nonne dem Sabinianus, ſie wolle Alles was Er wolle. Aber der Handel ward entdeckt, eh noch die Nonne ihre Jungferſchaft verlohr. Sabinianus bat den Hieronymus fußfällig um Vergebung. Ob er gleich der Todesſtrafe ſich ſchuldig gemacht hatte, vergab ihm doch der heilige Mann; aber er gebot ihm, im Sack und in der Aſche Buſſe zu thun; ein härenes Hemd anzuziehen, welches mir eben zu dem Zwecke, den Hieronymus hier hatte, nicht ſehr ſchicklich ſcheint; in die Wüſte zu gehen, und da unter beſtändigen Thränen Gott um Vergebung zu bitten.

Das that Sabinanus nicht; denn er machte ſich luſtig, lebte in Freuden, und ſchimpfte und ſchmähte auf den Hieronymus fürchterlich. Aber dieſer nahm nur ſeine Feder in die Hand, und ſchrieb an den Sabinianus einen Brief, der ſich leſen läßt.

Die ganze Kirche, ſagt Hieronymus in dieſem Briefe

Briefe, erſcholl um Mitternacht vom heiligen Geſang der Vigilien. In den Sprachen vieler Völker erhub man ſich, mit einem Geiſt und einer Seele, einſtimmig zum Lobe Gottes. Indeſſen legteſt du, da wo die Krippe des Herrn geſtanden hat, unter den hohen Altar, einen Liebesbrief; und jene Elende kam hin zum Altar, als wenn ſie da knien und anbeten wollte, und nahm den Brief. Du ſtandeſt indeß im Chor der eifrig ſingenden, und warfſt geile Blicke nach ihr. In der ehrwürdigen Höhle, wo unſer Heiland gebohren worden, empfängſt du die abgeſchnittene und Gott geweihte Haare dieſer unglücklichen Jungfrau, als ein Pfand eurer Liebe. Dann folgeſt du ihr nach einer andern Kirche, an dem Orte wo der Engel den Hirten erſchienen iſt, und gelobſt ihr da nochmals deine Liebe. Mehr ſage ich nicht, als wie du ſie in dieſer heiligen Höhle geküßt und gedrückt haſt. Alles übrige kann man zwar von dir glauben, aber die Ehrerbietung für die Krippe und das Feld der Hirten erlaubt mir doch nicht zu denken, daß du anders geſündiget habeſt, als

im Geiſte und mit dem Willen. Elender, als du da auf dem Geburtsplatz unſers Erlöſers mit deiner Nonne ſtandeſt, wurdeſt du nicht mit ſehenden Augen blind; ward deine Zunge nicht lahm; ſind deine Arme nicht geſunken; hat deine Bruſt nicht gebebt, dein Gang nicht gewankt? Und dieſe Nonne, dieſe gottgeweihte Jungfrau, die ihre Gelübde in der Peterskirche zu Rom abgelegt, und in drey Kirchen zu Jeruſalem nochmals vor den Altären ſchwur, ſie wolle Gott allein lieben, wolle ihr Leben ganz dem Kloſter weihen, darf dir ihre Chriſto geheiligten Haare ſchenken, zum Beweiſe, daß ſie dein ſeyn wolle; und du darfſt ſie annehmen! Vom Abend bis zum Morgen ſitzeſt du dann noch unter ihrem Fenſter, und weil ihr wegen der Höhe nicht aneinander kommen könnet, muß eine Schnur behülflich ſeyn ihr Briefe zu ſchicken und Briefe von ihr zu erhalten. Die Sonne gieng dir da immer gegen deinen Willen auf, indeß da wir glaubten du ſitzeſt in deiner Celle und wacheſt und beteſt, und ſeyſt von frommen Uebungen ſo blaß. Nun war die Leiter

ſchon

schon fertig, auf der die Unselige zu dir herunter steigen sollte, eure Reise war eingerichtet, ein Schiff bestellt, der den Tag angesetzt, der Flucht nachgedacht, und siehe, durch einen Engel des Herrn wirst du ertappt. Beflecket haben sich meine Augen, fluchwürdig war der Tag, an welchem ich deine Liebesbriefe, die ich vorerst noch zurückhalte, mit Bestürzung las. Welche Fülle von Unzucht und Schande sah ich da? Welches Liebkosen? Welches Frohlocken über den zugesagten Beyschlaf?

Hieronymus bestrafte lasterhafte Mönche, und erweckte gläubige Gemüther zum hohen gottgeweihten Mönchsstand mit gleichem Feuer. Schon aus seiner Syrischen Einsamkeit hatte er in frühen Jahren an seinen Freund Heliodorus geschrieben, um ihn, da er auf diesem geistlichen Ritterzug von ihm gewichen war, wieder in seine Gesellschaft zu locken: sollte gleich dein kleiner Schwestersohn von deinem Halse herabhängen; deine Mütter mit fliegenden Haaren und in zerrissenen

Bäder gebrauchen. Hieronymus mußte ſeltſame Erfahrungen über die Bäder haben, und ich verſtehe ihn vielleicht über dieſen Punkt.

Dann ſagt Hieronymus unübertreflich, und mit einer Wahrheitsliebe, die mich entzücket: Es ſey beſſer, daß Rusticus in Geſellſchaft mit andern Menſchen lebe, als ganz alleine; in der Einſamkeit könne ſich der Stolz geſchwind einſchleichen; denn der Mönch, der ein wenig gefaſtet habe und keinen Menſchen ſehe, halte ſich für einen Mann von Wichtigkeit. Er vergeſſe ſich und ſeinen Urſprung, ſchweife inwendig mit dem Herzen herum und auswendig mit der Zunge. Er richte, gegen den Willen, des Apoſtels, fremde Knechte. Er ſtrecke ſeine Hand aus zum Dienſte ſeiner Freßbegierde; ſchlafe nach Belieben; fürchte niemand; thue alles was ihm gefällt; achte alle Menſchen für niedriger als ſich; ſey weniger in ſeiner Celle, als in den Städten; ſtelle ſich ſchamhaftig unter den Brüdern, und erhalte Rippenſtöſſe auf den Straſſen im Menſchengewühl.

Und

Und solche Mönche, oder eigentlich solche Anachoreten, setzet der liberale Hieronymus hinzu, erdichten dann abentheuerliche Geschichten von Teufeln, mit denen sie gefochten haben, damit sie bewundert werden vom Pöbel, und daraus einen Gewinnst ziehen von Unerfahrnen.

Hieronymus erzählet in diesem Briefe an den Rusticus auch eine Geschichte, die für Seelenärzte interessant seyn mag, die es aber auch wahrlich für mich war, da ich zuweilen wegen solcher Uebel befragt werde. Ein junger Mönch in Egypten ward von unzüchtigen Gedanken unaufhörlich geplagt. Der Abt, unter dem er stand, befahl einem ernsthaften Manne, ihn mit Zank und Schimpfreden anzugreifen; hierauf aber über ihn sich zu beklagen. Es wurden Zeugen aufgestellt, die wider den Jüngling sprachen, der sich gegen ein so gehäuftes Unrecht vergebens zu vertheidigen suchte. Nur der Abt nahm sich seiner etwas an, damit er nicht vor Betrübniß vergehe. Ueber dieser Beängstigung verfloß ein ganzes Jahr; und

nun fragte ihn der Abt, ob ihn jene Gedanken noch beunruhigen? Wie könnte ich, antwortete der Mönch, unzüchtige Triebe empfinden, da man mich kaum leben läßt.

Solche Auszüge aus den Briefen des Hieronymus zeigen hinreichend was für ein Mann er war. Reflexionen über sein Leben, seinem Charakter, und seine Sittenlehre mache nun jeder wie er will. Mir ist es genug daß ich den grossen Mann gemahlt habe wie ich glaube, daß man grosse Männer mahlen soll; es wird mich freuen, wenn Kenner finden, das Bild sey ähnlich.

Alles was Hieronymus erzählte, sagte, lehrte und that, gieng überall von Mund zu Mund, und war von erstaunender Wirkung für das Mönchswesen. Seine Regeln und Aussprüche wurden Glaubensartikel für die ganze Catholische Kirche. Auf sein Leben verwiesen alle Mönchsvorsteher. Sein Beyspiel gab seinem Unterricht gewaltigen Nachdruck, und seine feuervolle Beredsam-

redſamkeit erregte allenthalben ſchwärmeriſche Seelen zum höchſten Enthuſiaſmus für die unſinnige Philoſophie der Möncherey. Er billigte, rieth, und betrieb mehr als kein anderer den Seelenmord, der die heiligſten Bande der Natur zerhieb, die edelſten Gemüther in Wüſten zog, und Mädchen welche die ſchönſten Kinder geboh-ren hätten, aus der Welt wegſtäupte in ſchauderichte Klöſter.

Solche Kraft des Beyſpiels, ſolcher Zauber der Beredſamkeit auf der Kanzel, in Briefen und Schriften, die man in der halben Welt las, machten im vierten und fünften Jahrhundert den Zug zum Mönchsſtand unwiderſtehlich. Aber auch jede Art von Ehrgeitz half zu ſeinem Fortgang; denn aus Ehrgeitz griff man itzt nach Kutten wie nach Kronen.

Biſchöffe wählte man ſchon im vierten Jahrhundert aus dem Mönchsſtande. Die ſtrengen Mönche waren zwar damit unzufrieden; Pachomius erlaubte keinem ſeiner Mönche daß man

ihn

ihn zum Geistlichen weihe. Man wollte, daß ein Mönch Bischöfe eben so sehr fliehe als Weiber, weil die Bekanntschaft mit beyden ihm nicht verstatte ruhig in seiner Celle zu sitzen. Aber das ehrgeizige Bestreben und die Sehnsucht nach dem geistlichen Stande und dessen Würden, ward dessen ungeachtet bald bey allen Mönchen allgemein. Der elendeste Hallunke übte sich in jeder Mönchstugend, und log unzählige Wunder her, in der Hofnung, das mache ihn einst zu einem Heiligen und zu einem Bischof.

Als sodann noch einige der berühmtesten Lehrer der Kirche, wie man gesehen hat, aus dem Mönchsstande hervortraten, verlangte man aus manchen Mönchswohnungen und manchen wegen ihrer Stifter und der Strenge ihrer Lebensart berühmten Klöstern, von allen Seiten Bischöfe und Geistliche. Ganze umliegende Länder wurden mit diesen Heiligen besetzt, die dann aber auch oft, wie sogar Chrysostomus gesteht, nichts für die Menschen waren, und nichts mehr für sich selbst.

Ein

Ein groſſer deutſcher Kirchenſchriftſteller macht dabey die ſcharfſinnige Anmerkung: ſolche Biſchöfe haben in dem engen Kreiſe ihrer Cellen nicht gelernt, geiſtliche Aemter unter Menſchen zu führen, da ſie den Menſchen nicht kannten. Die Härte, die ſie an ſich ſelbſt ausgeübet, machte ſie gegen die Fehler ihrer Gemeinden unerbittlich; ſie unternahmen nichts mit Klugheit, und verdarben immer alles durch Hitze und Gewalt. Auch die anſtekenden Grundſätze ihrer ſchwärmeriſchen Frömmigkeit verbreiteten ſich dadurch weit ſchneller unter dem Volke; und der dumme Aberglaube, den ſie aus ihren Cellen mitbrachten, ward der allgemeine Glaube der Chriſtenheit.

Durch ſo mancherley Beweggründe und Triebfedern wuchs der Geiſt der Möncherey in den Morgenländern, und immer zuerſt in dem melankoliſchen und abergläubiſchen Egypten, wo man beynahe ſo viele Mönche in den Wüſten ſah als Menſchen in den Städten. Fünftauſend Mönche lebten ſchon frühe in dem Nitriſchen Gebürge.

Im vierten Jahrhundert stieg die Anzahl der in grossen Klöstern wohnenden Mönche und Nonnen in Egypten auf mehr als sechs und neunzig tausend. Unzählbar waren die Mönche in kleinern Mönchswohnungen, und die Einsiedler. Auch in den Städten Egyptens waren die Mönche häufig. Die Thebaische Stadt Oxyrinthus enthielt zweytausend dieser heiligen Männer, und zwanzig tausend heilige Jungfrauen. Die Anzahl der heiligen Gebäude war grösser als die Anzahl der Häuser. Auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch.

Der schwarze unversöhnliche Geist des Aberglaubens, sagt Herr Gibbon, ein grosser Engländischer Geschichtschreiber und nach meinem Gefühle unter allen itzigen Schriftstellern in Europa das gröste Muster für Styl und Sprache und Geschmack, verwies alle diese Unglücklichen aus dem geselligen Leben ins Elend. Millionen Menschen von beyderley Geschlecht, von jedem Alter, und von jedem Stande unterstützten durch ihr Beyspiel

den

den gemeinschaftlichen Muth. Alle diese Ueberläufer setzten kaum den Fuß in ihre Höhlen und Cellen, so wähnten sie, nun wandeln wir auf dem gähen und dornichten Fußsteig zur ewigen Glückseligkeit. Die Vornehmen, die Soldaten, die Kaufleute, vereinigten ihren brennenden Eifer und ihren gläubigen Gehorsam mit der Ausübung ihrer gesellschaftlichen Pflichten, mit der Sorge für ihre zeitliche Wohlfart, und mit der Nachsicht für ihre Leidenschaften. Aber das Volk der Asceten die das Evangelium nach dem strengsten Sinne befolgten und misbrauchten, überliessen sich ganz einem wilden Enthusiasmus, der den Menschen als Verbrecher darstellte und Gott als einen Tyrann.

Allen Geschäften und Vergnügungen entsagten sie mit Ernst. Sie schwuren den Gebrauch des Weins ab, sie assen kein Fleisch, sie berührten kein Weib. Sie züchtigten ihren Leib, widerstanden ihren natürlichsten Neigungen, und ergriffen ein elendes Leben um ewige Herrlichkeit. Unter

der

Unbequemlichkeit alles mögliche von Witterung und Jahrszeit litt.

Eine Lufthuſſe, die über alles geht, was der Geiſt der Möncherey jemals Ausſchweifendes erdachte, verewigt den Namen des Simeon Stylites im Buche ſolcher Unſterblichkeit. Als ein Schäferjunge von dreyzehn Jahren verließ dieſer Syriſche Weltüberwinder ſeine Heerde, und begab ſich in ein ſtrenges Kloſter. Nach einem langen und peinlichen Noviziate, worinn Simeon öfters von frommem Selbſtmord mußte gerettet werden, wählte er ſich endlich ſeine Reſidenz auf einem Berge, nicht weit von Antiochien. Innerhalb eines Kreiſes von Steinen ſchleppte er ſich an einer ſchweren Kette, ſtieg auf eine Säule, die er allmählig von neun Fuß zu fünfzig über die Erde erhub (*). Auf dieſer letzten und ſtolzen Höhe

(*) Theodoretus ſagt ausdrücklich: Simeon der Säulenheilige habe ſolchergeſtalt, von Zeit zu Zeit, dem

Höhe hielt der Syrer die Hitze von dreyssig Sommern aus, und eben so viele Winter. Gewohnheit und Uebung lehrten ihn, sich in dieser gefährlichen Stellung ohne Furcht oder Schwindel erhalten, und machten ihn allmählig geschickt zu verschiedenen Gebehrdungen der Andacht. Bald betete er aufrecht, mit seitwerts ausgestreckten

dem Himmel näher kommen wollen. Aber mir deucht, die Begierde, bewundert zu seyn, habe diesen Wahnwitzigen nur allzusehr zur Erde gezogen. Christen aus allen Gegenden kamen Ihn zu sehen, sich seinem Gebete zu empfehlen, und Proben der wunderthätigen Kräfte, die ein dummer Aberglaube ihm zuschrieb, zu erfahren. Man brachte ihm unheilbare Kranke zu heilen, und Eheleute wollten durch seine Fürbitte Kinder erlangen. Als die heidnischen Bewohner des Berges Libanon ihn um Hülfe gegen die wilden Thiere baten, gab Simeon ihnen zur Antwort: dagegen sey kein ander Mittel, als daß sie die christliche Religion annehmen. Das thaten die Leute vom Libanon; und von dieser Zeit an verlohren sich die wilden Thiere, wie man sagt.

Armen in der Figur eines Kreutzes; aber noch viel lieber bog er ſein elendes Skelett mit der Stirne zu den Füſſen; und ein neugieriger Zuſchauer, der geſehen hatte, daß er zwölfhundert und vier und vierzig Reverenzen dieſer Art nach einander machen konnte, hörte auf zu zählen. Dieſes himmliſche Leben ward durch ein Geſchwür im Schenkel vielleicht verkürzt aber nicht geſtört. Den geduldigen Simeon kümmerte dieſes Geſchwür nicht; er ſtarb auf ſeiner Säule.

So vollkommen ſtimmt dieſe Vorſtellungsart des Brittiſchen Weiſen mit meiner Meynung von dem eigentlichen Werth der Egyptiſchen und Orientaliſchen Einſamen aus den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche überein. Aber auch unzählliche aus den erſten Quellen der alten und aus den bewährteſten Schriftſtellern der neuern Zeit geſchöpfte Thatſachen beweiſen eben das, und werden meinen Gegner in dem zweiten Theile dieſer Schrift niederſchlagen. Alle Bewunderer der Thorheiten der chriſtlichen Einſamen von Afrika

und

und Asien werden anitzt schon erröthen, wenn ich ihnen zeige, daß auch die Tugend der heidnischen Weltüberwinder der ältern und neuern Zeit in Asien eben so lebhaft und gleissend war und ist; und nicht weniger probhältig, fest und ausdaurend ihre Neigung zur Einsamkeit und zu einem ganz ausgesonderten und die Welt von sich stossenden Leben.

Die Brachmanen oder Gymnosophisten sind die ältesten bekannten Einsamen von Indien. Sie scheuten zwar die Sünde der Verehlichung nicht, aber dann widmete auch gleich der Vater seinen Sohn schon in der ersten Jugend einem spekulativen Leben. Einige Lehrer gaben dem Jüngling Unterricht in der Kunst, die Einsamkeit durch Studiren auszuhalten, und leben zu können ohne zu sprechen. Mit dem sechs und zwanzigsten Jahre endigte sich sein Noviziat. Nun dachten sie weder an Aemtern noch Geschäfte, und lebten auf einem Berge oder an den stillen Ufern eines Flusses, in der Betrachtung philosophischer Wahr-

heiten, in der Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen, und in der äuſſerſten Reinlichkeit.

Solche Philoſophen ſind die neuern Einſamen von Indien nicht. Alle bilden ſich nach einem närriſchen Kerl, der viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius und noch mehr Aehnlichkeit mit unſern Myſtikern, dem Vichnon der Siameſer, dem Badhum der Eingaleſen, dem Xaka Sacka oder Siacka der Chineſer oder Japaneſer, oder wie man ihn insgemein nennt, dem Fo, Foe oder Fotoque, das iſt, dem Götzen. Dieſer Götze, oder eigentlich dieſer Geſetzgeber, verließ in ſeinem neunzehnten Jahre ſeinen Pallaſt, ſeine Frau und ſeinen Sohn, um unter der Aufſicht eines Einſiedlers zu ſpekuliren. Er entzog ſich den ſichtbaren Dingen, damit er die unſichtbaren ſehe. Nach der Meynung der Indianer verſchwindet die Sinnlichkeit, wenn man die Beine übereinander legt, die Hände vor die Bruſt hält, und die Spitzen der Daumen aneinander. In dieſer aſcetiſchen Stellung fand Fo die tiefen Geheimniſſe

niſſe ſeiner Religion, die Kunſt nichts zu empfinden, um deſto lebhafter zu phantaſiren. Nun trat Er aus ſeiner Einſamkeit hervor, und ließ ſein Licht leuchten vor den Leuten. Er erwarb ſich bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit ſeinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctoren von Indouſtan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China glauben an niemand als an ihn. Die Religion des Fo iſt die herrſchende Religion in Oſtindien, und das Buch, worinn man ſeine Religionsvorträge nach ſeinem Tode für alle Völker Aſiens zuſammenzog, heißt Fokekio, oder ſeiner Vortreflichkeit wegen auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel.

Zu den Jüngern des Fo ſchlugen ſich die Abkömmlinge der alten Gymnoſophiſten. Mannigfaltige Sekten entſtanden auch, und zankten ſich immer, und verſtanden ſich nie; denn alle hielten das Unbegreifliche für heilig, alle trugen verſchie-

dene Livereyen, und machten alles toller, je mehr sie zankten.

Eine dieser Sekten besteht aus öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen; sie heissen Gioghis. Nach der Regel sollen sie die Welt fliehen, ein einsiedlerisches oder doch unstätes und wanderndes Leben führen, ungekleidet gehen, und dabey immer versenket seyn in tiefen Betrachtungen. Sie sollen sich auf alle nur ersinnliche Weise martern und quälen, nicht in der Meynung, daß sich der Schöpfer der Leiden der Creatur freue, sondern um zu zeigen, wie sehr ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit sie dem Zwang der Sinne entreisse, und gefühllos machte gegen alle Leiden der Zeit. Zum Beweise dieser völligen Entkörperung ihres Geistes, wollen die Gioghis nicht nur unempfindlich gegen den Schmerz scheinen, sondern was noch mehr sagt, gefühllos für die Wollust. Nackt auf einem Säulenfuß stellen sich darum diese Heiligen an den Teichen, wo die Indianerinnen ihre gottesdienstlichen Abwa-

schungen

ſchungen verrichten. Die nackten Weiber bringen in der Reihe dieſen nackten Heiligen Gruß und Anbetung, indeß da dieſe auf eine fürchterliche Weiſe ihre Augen verdrehen, und nicht die allergeringſte ſichtbare Spur von Empfindſamkeit äuſſern. Gleichwol ſagen die Indianerinnen, dieſe Anbetungen ſeyen ſehr befruchtend.

Santoys oder Fakirs, das iſt, Leute, die der Welt entſagen, hat Indien in groſſer Menge, und von allen Farben. Die Anzahl der Muhammedaniſchen Fakire von Indien wird auf achthunderttauſend angegeben, und die Anzahl der heidniſchen auf zwölfhunderttauſend. Viele wohnen in einer Art von Klöſtern, haben ihren Vorſteher, und ſchwören, eben wie unſere Kloſterleute, die Gelübde des Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit, und halten ſie auch wie ſie. Dieſe Indianiſchen Mönche nennt man Janguis, oder mit Gott Verbundene. Sie ſitzen Tag und Nacht an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, in der Aſche. Andere laſſen ihre Haare in

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Zöpfen bis an die Waden herunter hängen, strecken einen oder auch wol beyde Arme unabläſſig über ihren Kopfen in die Höhe; ihre eines halben Fingers lange Nägel ſind ebenfalls in Zöpfe geflochten, und ihre Arme ſind entfleiſcht und ausgedörrt. Proceſſionen bettelnder Fakirs ſieht man oft. Alle gehen nackt; einige ſind mit Keulen bewafnet, andere zieren ihre Schultern mit gedörrten Tygerhäuten. So wandern ſie durch Städte und Dörfer bis alles Volk zuſammenläuft. Einige machen die wunderbarſten Sprünge, andere erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrey, andere geben ſich Convulſionen. Dieß alles geſchieht bey Tage. Gegen die Nacht nimmt jeder von dieſen Bettelmönchen das erſte Weib zu ſich, das er findet, um alles Ungemach dieſer Zeitlichkeit mit ihr zu vergeſſen; oder er geht auch in ein zu ſolchen Abſichten beſtimmtes Haus. Die Begierde, ſich nackt auf den Straſſen zu zeigen, iſt bey dieſem heiligen und geilen Lumpengeſindel ſo groß, daß ſie lieber dem Leben entſagen, als dieſer Begierde. Bernier ſah in Dehli einen Fakir,

dem

dem Aurengzeb bey Todesstrafe verboten hatte, sich nackt auf den Strassen zu zeigen; der Fakir lustwandelte wie vorher, und ließ sich dafür den Hals abschneiden.

Ganz Ostindien und Persien wimmelt von Mönchen jeder Art und Gattung. Corea ist von Klöstern und Tempeln voll. In einigen wohnen oft bis sechshundert Mönche; sie stehen unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt, und einige Städte dulden in ihren Mauern viertausend solcher Müssiggänger. Sie haben alle ihre eigenen Abtheilungen oder Congregationen. Der älteste Mönch ist immer Prior der übrigen. Hat ein Mönch etwas verschuldet, so verordnete ihm der Prior aus der Hand der übrigen Brüder zwanzig bis dreissig Hiebe auf den Hintern. In allen diesen Klöstern herrscht stolze und grausame Macht bey den Befehlenden, und bey den Gehorchenden eine traurige und schmerzhafte Niedergeschlagenheit. Darum werden auch diese Mönche verachtet, weil man sie für einen elenden Trupp von Sklaven hält;

hält; ihre Vorsteher haben hingegen, wenn sie gelehrt sind, den Rang der Grossen im Lande, und man nennt sie Mönche des Königs.

Die Santons sind in Pegu eine Art von Anachoreten. Allmosen verlangen sie nie, sollten sie auch deswegen verhungern, denn man befriedigt zum voraus alle ihre Wünsche. Wer ihnen beichtet, wird nie bestraft, so groß auch seine Missethaten sind. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode erzeigt man ihnen göttliche Ehren.

Obereit, der abergläubische Bewundrer der Egyptischen Anachoreten, wird ohne Verdrehung seiner Augen und ohne Neid die Beobachtungen nicht lesen, die uns ein vortreflicher und ganz neuer Französischer Reisebeschreiber, Herr Sonnerat, über die Heiligen von Indien mittheilt. Indianische Büssende, sagt dieser Augenzeuge, verlassen ihre Güter und ihre Familien für ein elendes Leben. Sie dürfen nichts von Hausrath

haben

haben als einen Lingam (*), den sie in einem fort anbeten, und ein Tygerfell, worauf sie schlafen. Sie kehren gegen sich selbst alle Eingebungen ihrer fanatischen Wuth. Einige zerfleischen sich durch Peitschenhiebe, oder heften sich für ihr ganzes Leben mit Ketten an den Fuß eines Baumes. Andere zwingen für ihr Lebenlang ihren Körper in eine beschwerliche Stellung; lassen sich ihre Nägel durch immer geschlossene Fäuste wachsen; halten immer ihre Hände kreutzweise vor die Brust, oder ausgestreckt über ihre Köpfe, und lassen sich durch ihre Lehrjünger füttern. Viele vergraben sich in die Erde, und hohlen Luft durch eine kleine Oefnung; andere begnügen sich, nur bis an den Hals sich einzugraben. Einige thun ein Gelübd, sie wollen immer stehen, sie lehnen sich, wenn der Schlaf kommt, an eine Mauer

(*) Lingam ist bey den Indianern eben das, was die bey den Egyptern, Israeliten, Medianitern, Madianiten, Griechen und Römern angebetete Figur des Phallus und des Priapus.

Mauer oder an einen Baum, und hängen, damit es ihnen unmöglich werde ſich niederzulaſſen, ihren Kopf in eine Art von Gitter. Andere ſtehen viele Stunden hindurch auf einem Bein, und ſehen mit unverwandten Augen in die Sonne. Andere halten ebenfalls einen Fuß in die Höhe, ſtehen mit dem andern auf der groſſen Zehe, halten dazu beyde Arme empor, und betrachten die Sonne, mit unbeweglichen Augen, zwiſchen vier Gefäſſen voll Feuer. Andere erſcheinen nackt vor dem Volke, um öffentlich zu zeigen, ſie haben allen Leidenſchaften entſagt, und ſie leben ſeit ihrer Rückkehr zu Gott im Stande der Unſchuld; der Pöbel hält ſie für Heilige, und glaubt alle ihre Gebete werden erhöret; jeder beſtrebt ſich, ihnen Eſſen zu bringen, ihnen die Biſſen, weil ſie ſich des Gebrauchs ihrer Hände berauben, in den Mund zu legen, und ſie zu waſchen. Sonnerat erzählet ebenfalls, was ich ſchon aus andern Quellen von den Gioghis angeführt habe, daß die Indianiſchen Weiber die Zeugungstheile dieſer Heiligen küſſen und anbeten, indeß da

dieſe

dieſe ihren myſtiſchen Betrachtungen nachhängen (*)

Alle dieſe Thoren leitet, eben wie die bußfertigen Einſiedler von Egypten und die Säulenheiligen von Syrien, nichts als eiteler Stolz und die Sucht ſich anbeten zu laſſen. Alle Menſchen, die nicht ihres Standes ſind, verachten ſie, ob ſie gleich die Verehrung aller Menſchen ſuchen. Alles was nicht ihres Ordens iſt, nennen ſie profan; und alles was ſie angeht, umhüllen ſie mit Myſterien.

Die

(*) Und dieſe Indianiſchen Heiligen betragen ſich, bey dieſer ſonderbaren Anbetung eben ſo erbaulich, als die Egyptiſchen Anachoreten von denen ich geſagt habe, daß ſie ſich mit nackten Weibern badeten. Car ſi le peuple, ſagt Sonnerat, qui vient leur faire ſes adorations, s'appercevoit qu'ils eprouvaſſent le moindre mouvement de la chair, il les regarderoit comme infames, & finiroit par les lapider.

Die sublimste und auf alle nur erdenkliche Religionen passende und mit allen gleich verwandte Mystik, diese erhabenste von allen Windbeuteleyen, ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, dieser Abkömmlinge der alten Magier. In allen ihren Schriften betreiben sie die innigste Vereinbarung mit Gott, und die vollkommenste Entkörperung ihrer Seele; und die Kernprobe dieser Vereinbarung ist, nach der Erfahrungstheologie der Sophis, eben die Wollust, die ein von Hitze Stickender hat, wenn ihn ein sanfter Wind umsäuselt.

Alle Einsamkeitsschwärmer in allen Religionen sind sich also gleich. Alle machen sich die Einsamkeit lästig, und alle suchen dadurch Seligkeit im Himmel, Vereinbarung mit Gott, und Anbetung auf Erden. Alle drehen sich um einen gemeinschaftlichen Thorheitspunkt.

Diese ganze Geschichte des Triebes zur Einsamkeit in warmen Ländern hat etwas Zusammen-

mentreffendes bey Heiden und Juden, Muhammedanern und Chriſten. Luft und Boden, und was man das Temperament eines Volks nennt, hatten alſo doch wol einigen Einfluß auf den wunderbaren Schwung, den die chriſtliche Religion in Afrika und Aſien nahm, und auf alle Thorheiten, in die ſie dort ausgeartet iſt. Vielleicht läßt ſich auch daher der gemeinſchaftliche Trieb zur Einſamkeit unter ſo ganz verſchiedenen Religionsverwandten dieſer Welttheile erklären und begreifen.

Zuerſt iſt die natürliche Beſchaffenheit von Egypten zu erwägen, weil dieſes Land in allen Zeiten die Herberge ſo vieler Einſamen war, und weil alſo wirklich einige allgemeine Urſachen vorhanden ſeyn müſſen, welche die Bewohner dieſes Landes geneigter zur Einſamkeit machen.

Egypten iſt eines der heiſſeſten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar iſt er ſchon zum Ende. Die

Sommerhitze währet bis in den Auguſt. Im May ſind ſchon dſe Trauben reif. Der ungemein gelinde Winter dauert vom November bis in den December. Schon im März und nachgehends im April und May wähen in Egypten insgemein ſo unerträglich heiſſe Mittagswinde, daß man denken ſollte, ſie kommen aus einem brennenden Ofen. Auch könnte kein Menſch gegen dieſe Hitze ausdauren, ohne die bald darauf folgende Erfriſchung der Luft, durch kühlere Winde und die Ueberſchwemmungen des Nils. Ganz Egypten iſt mit Ausnahme der Seeküſten dürr und ſandigt. In dem mittlern und obern Theil regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchſtens ſo viel als bey uns der Thau. Der Himmel iſt daher ungemein helle. Reiſende, die vier bis fünf Jahre in Egypten zugebracht haben, ſahen den Himmel bey Tage niemals trübe und bey der Nacht immer ſternenklar.

Träge und unthätig wird bekanntlich der Menſch überall bey übermäſſiger Hitze. Darum

ſagen

sagen die Italiener, das [illegible] der (il delicioso far niente) sey die [illegible] ein ligkeit in einem heissen Lande. [illegible] mit die Türken nicht die geringste [illegible] sere Quietisten lieben nicht mehr [illegible] Ruhe. Darum kennen die Egypter, [illegible] Syrer und alle Morgenländer, die [illegible] vorgenommene Bewegung nicht; in [illegible] ten ist Tabakrauchen, Kaffeetrinken und [illegible] gehen ihr einziges Geschäft. Aus dieser Träg- heit und Unwirksamkeit entstehet also natürlicher Weise auch in der wärmsten Seele, die nur eben durch keine Veranlassung zu ausserordentlicher Thätigkeit angeflammt wird, der Trieb zu einem müssigen Leben und zur Einsamkeit.

Trübsinnig und zur Melankolie geneigt waren die Egypter nach allen Nachrichten, die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat. In ihrem Charakter vereinigen sich alle Merkmale des Temperaments, das die alten das melankolische nannten, und dessen Ursache sie in einem Ueberfluß

von ſchwarzer Galle ſuchten; ob uns gleich anitzt ein Grundkenner ihres Temperaments, der Chirurg Obereit, verſichern will, die Egyptiſchen Einſamen, alſo eine ſehr zahlreiche Menge von Egyptern, haben gar keine ſchwarze Galle und keine Melankolie nie gehabt.

Dem Temprament der Geſunden muß man allerdings nicht zuſchreiben, was wahre Krankheit iſt; man muß auch nicht auf Krankheit geben was der Egyptiſche Einſame dachte und that, wenn er geſund war und aller ſeiner Sinne mächtig. Aber wenn man ſieht, was Melankolie wirket und iſt, und was der morgenländiſche Melankoliker thut und liebt, und was Egyptiſche Melankoliker in allen Zeiten geweſen ſind, ſo entſtehet, auch ohne weitere Unterſuchung, der Verdacht, die Egyptiſchen Einſamen haben in ihren Cellen und Höhlen nicht ganz ſo froh gelebt, wie die Flamendiſchen Bauern in ihren Wirthshäuſern.

Ara-

Aretäus der Cappadocier, bekanntlich der gröſste aller morgenländiſchen Aerzte, hat uns ein Gemählde der Melankolie hinterlaſſen, das mit den neuern Beobachtungen des Proſper Alpinus, eines ſehr groſſen Italieniſchen Arztes, verbunden, die deutlichſten Begriffe von Egyptiſcher Melankolie und Egyptiſchen Melankolikern giebt. Die Melankoliker, ſagt Aretäus, ſind hartleibig; was von ihnen abgeht, iſt wenig, trocken, rund, und mit ſchwarzer Galle gefärbt. Ihr Antlitz iſt garſtig, und ſchwarzgelb. Einige unter ihnen ſind ſehr auffahrend, traurig, und äuſſerſt kleinmüthig. Sie denken ſehr angſthaft immer auf eine einzige Sache; verabſcheyen den Umgang; fliehen in die Einſamkeit; werden abergläubiſch; haſſen das Licht, und das Leben. Läſst ihre Angſt zuweilen nach, ſo werden ſie heiter und luſtig; zuweilen auch toll, aber die Weiber (*) toller als die Männer. Anfangs ſieht man ſie nur ſtille, ruhig, traurig, träge, zornig, und von böſem

(*) Deterius mulieres furiis agitantur.

Willen. Sie wachen viel. Ihr Aufwachen ist schreckhaft, so wie ihre Träume lebhaft und gräulich. Sie zittern über manches in grausamer Furcht; begehren immer etwas mit Heftigkeit; fliehen endlich von den Menschen weg, aus Abscheu. Einige leben zuletzt wie wilde Thiere; alle verfluchen das Leben und wünschen den Tod.

Man sollte denken, Aretäus wäre der Leibarzt aller Egyptischen Anachoreten in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewesen. Aber auch Prosper Alpinus fand in neuern Zeiten, bey einer fünfjährigen Ausübung der Arzneykunst in Egypten, eine unzählbare Menge solcher Melankoliker, wie uns die Geschichte die Egyptischen Einsiedler mahlt. Sie sehen, sagt Er, schwarz und unfläthig aus, und sind gleich den Mumien trokken und dürre. Ihr Hirn ist theils durch die übermässige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie sind überzeugt, daß sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen,

weil

weil ſie die Reichthümer, Lüſte und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und den Genuß ihrer Weiber fliehen.

Geſchichte und Beobachtung ſcheint dann doch einige Beweiskraft für die Wirkungen der Egyptiſchen Luft, des Egyptiſchen Bodens und Temperaments zu haben. Einerley Menſchen wie jene Melankoliker des Aretäus und dieſe des Proſper Alpinus, werden doch wol wenigſtens die Anachoreten geweſen ſeyn, die in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten ſo viele Proben ihres ſchrecklichen Trübſinns gaben; viele wenigſtens von denen, die mit Haß und Grauen ihren unglücklichen Körper und alle irdiſchen Freuden betrachteten; viele wenigſtens von denen, die allem Umgang entſagten, um von der menſchlichen Geſellſchaft nicht angeſteckt zu werden, die Städte verlieſſen, in Einöden, Klüfte, Cellen und Höhlen flohen, alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Gemeinſchaft der Liebe und Pflege für ſündlich hielten, und keine andere Menſchenpflicht zu

kennen schienen als ein unerheitertes Daseyn. Einerley Ursachen darf man doch hier bey einerley Wirkungen vermuthen; und wahrscheinlich wird wol überhaupt kein Gottesgelehrter und kein Philosoph die Einwirkung der physischen Ursachen in den orientalischen Mönchsgeist miskennen, wenn sie auch etwa ein borstiger Schwärmer ableugnet.

Obereits hochgelobte Kraftdauer der Egyptischen Mönche und Anachoreten, kommt aber auch durch eine Stelle des Ammianus Marcellinus in ein vortreffliches Licht. Die Egypter, sagt dieser Geschichtschreiber, sind mehrentheils bräunliche, geschwärzte, hagere, dürre und zänkische Kerle, die bey jeder Gemüthsbewegung auffahren, und strenge unerbittliche Schinder. Sie würden sich schämen, wenn sie nicht eine Menge, wegen Ableugnung des Tributs, auf ihrem Körper erhaltene Spuren von Prügeln zeigen könnten. Keine Marter ist noch erdacht, die einen verstockten Egyptischen Straffenräuber,

der, gegen seinen Willen bewogen hätte zum Geständnis seines Verbrechens.

Kraft hatten also die Egypter; und eben darum waren sie so vorzüglich geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes.

Muhammeds Clerisey hat anitzt noch in Egypten manche Aehnlichkeit mit jenem alten, bräunlichen, geschwärzten, hagern, dürren und zänkischen Mönchsschwarm aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Die gottesdienstlichen Personen unter den Türken in Egypten bestehen aus drey Classen. Die erste Classe bedient die Moscheen; die zweyte besteht aus Mönchen, die von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klöstern wohnen; die dritte Classe theils aus abgeschiedenen in Einöden lebenden und dem Himmel ganz im Geiste dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen.

Derwischen nennt man die in Egyptischen Klöstern wohnende Muhammedanische Mönche. Ihr Leben ist ehlos; sie studiren die Weltweisheit und Gottesgelehrtheit, und lesen den ganzen Tag unter ihren Bäumen. Nahe bey Cairo fand einer unserer Reisenden in einem Kloster vierzig solcher Mönche, die er für Aerzte hätte halten sollen, denn sie waren alle verschiedener Meynung (*). Einige schienen Atheisten. Einige disputirten über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikuräer Art;

(*) Man verzeihe mir dieses Wort, da ich mir auch dabey den Römischen Proconsul erinnere, der alle Philosophen von Athen zu sich kommen ließ, und ihnen von Amts wegen bedeutete: er habe mit grossem Unlieb vernommen, daß sie immer verschiedener Meynung sehen. Sie möchten sich also doch einmal vergleichen, und Er verspreche ihnen zu diesem ersprießlichen Zweck, von Amts wegen, alle mögliche Handreichung. Die Philosophen vergleichen sich auf der Stelle über einen Hauptpunkt, nämlich sie lachten alle einmüthig den Proconsul aus.

Art; einige verfochten die Unsterblichkeit; viele waren unserm Heiland weit geneigter als dem Muhammed.

Wandernde Heilige machen indeß die größte Anzahl der Muhammedanischen Religiosen von Egypten aus; und diese sind itzt dort die eigentlichen Muhamedanischen Weltüberwinder nach Obereits Sinn. Die Europäer nennen sie Santons; die Araber Siech, ein Wort, das einen Menschen bedeutet, der zur einen Hälfte ein Heiliger ist, und zur andern Hälfte ein Narr.

Nicht ganz nackt wie die Indianischen Fakire, aber doch mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern diese Weltüberwinder die Städte, Flecken, und Dörfer. Allenthalben betragen sie sich zaumlos, und allenthalben ergeben sie sich bey dem Frauenzimmer ihren Lüsten. Brodt, gebratenes Fleisch, und andere Eßwaaren ergreifen sie nach Belieben; die Verkäufer danken den Himmel für diese

Ehre,

Ehre, eben ſo wie das Egyptiſche Frauenzimmer für jene. Begegnen dieſe Weltüberwinder irgend einem Weibe auf der Straſſe, ſo nehmen ſie dieſelbe ſanft und milde und höflich bey der Hand, und ergötzen ſich dann, vor aller Menſchen Augen, mit ihr nach cyniſcher Weiſe. Auch hierüber beklagen ſich weder die Ehmänner, die ihre Weiber durch die Weltüberwinder öffentlich ſchänden ſehen, noch die Anverwandten dieſer Weiber, und am wenigſten die Weiber ſelbſt. Man muß es dem Heiligen verzeihen, ſagen ſie, denn er iſt unſinnig.

Böſe Lüſte haben alſo auch die Türkiſchen Weltüberwinder in Egypten; und was ich von der Geilheit der chriſtlichen Weltüberwinder aus der heiligen Anachoretenzeit im ſiebenten Capitel werde ſagen müſſen, zeigt, daß meine Vergleichungen zwiſchen den heutigen Egyptern und den Egyptern aus jener heiligen Zeit ſo unrichtig nicht ſind, zumal da ich meine Ideen nicht wie der Weltüberwinder Obereit aus romanhaften Sätzen,

Wahn

Wahn und Einbildung herhohle, ſondern aus der Geſchichte.

Sonnenhitze und das Temperament der morgenländiſchen Völker verſchafften alſo wol auch den Lehren des Pythagoras und ſeiner Schüler allgemeinen Eingang. Darum fand der Grundſatz, daß man die Seele entkörpern müſſe, um zu einem nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen, einen ſo unumſchränkten Beyfall. Darum waren wol die Egyptiſchen und Morgenländiſchen Chriſten des zweiten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunſt über die Natur zu leben, ſo ſehr bezaubert. Darum ſind auch die Geſetze der Morgenländiſchen Kirche ſo viel härter geweſen, als die Geſetze der Abendländiſchen. Darum ſind auch wol die thörichten Buſſen der Indianer noch itzt eben ſo grauſam, als vormals die Kreutzigungen des Fleiſches unter den Chriſten, ihr aſcetiſches Leben, und ihre ſchrecklichen Entſchlüſſe zu ewiger Jungferſchaft. Und vermuthlich waren auch dar-

um die Aſceten in dieſen heiſſen Ländern ſo ſehr auf das Entmannen erpicht, und daher die Chriſtliche Kirche gezwungen zu einem poſitiven Geſetz gegen dieſes allgemeine Abhacken eines brauchbaren Gliedes (*).

Sonnen-

(*) Dieſes Geſetz war ſehr natürlich; denn was Aſceten abgehauen hatten, wuchs nie wieder. Wenigſtens iſt mir kein Exempel bekannt, daß in dieſer Abſicht ein Aſcet ſo glücklich geweſen ſey, als Pabſt Leo der Groſſe, der ſich eben auch aus aſcetiſchen Beweggründen, aber mit weit mehr Glück verſtümmelt hat. Nach der damaligen Gewohnheit des fünften Jahrhunderts, ließ ſich dieſer Pabſt am Oſterfeſte von einer ſchönen Frau die Hand küſſen. Augenblicklich aber empfand der heilige Vater bey dem Kuſſe einen ſündhaften Trieb, den er längſt überwunden und erſtickt glaubte. Dieß verdroß ihn; denn kaum war die Küſſerey vorüber, ſo ſchnitt Leo, aus einem ſeltſamen Misverſtand, ſich die Hand ab. Bald gereuete ihn jedoch dieſe That, die ihn zur Verrichtung ſeiner prieſterlichen Amtsgeſchäfte untüchtig machte. Voll

Ver-

Sonnenhitze, Blut und Nerven thun auch bey den Indianiſchen Heiligen und Einſamen das meiſte zu ihrer Liebe für Stille und Abgeſchiedenheit. Aber ihr Temperament hat ſeine groſſen Eigenheiten, und von dem Egyptiſchen iſt es ſehr verſchieden, ſo wie es in einer Abſicht ganz damit übereinkommt.

Eine

Verlangen alſo, daß ihm eine neue Hand wachſe, fiel er vor dem Bilde der Jungfrau Maria nieder, das der Evangeliſt Lucas gemahlt hat, und das man deswegen in der Hauptkirche Santa Maria Maggiore zu Rom, noch anitzt, auſſerordentlich verehrt. Die heilige Jungfrau Maria erhörte das Gebet des Pabſts; die Hand wuchs ihm nicht nur wieder, ſondern durch ein eben ſo groſſes Wunderwerk verſchwand auch bey Leo, ungeachtet der am ganz unrechten Orte angebrachten Verſtümmelung, das Feuer böſer Begierden. Aber die folgenden Päbſte, die dieſer völligen Auslöſchung nie recht trauten, veränderten die Gewohnheit des Handkuſſes; und daher küſt man ſeitdem dem Pabſt nur den Pantoffel.

Eine weit gröſſere Trägheit und Unwirksamkeit der Seele herrschet bey vielen Völkern Asiens, und in dieser Absicht auch weniger Kraft. Daher ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten, ihr Müssiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihre unerschütterliche Liebe für Einsamkeit und Ruhe. Daher der Geschmack der Asiatischen Völker, und zumal der friedsamen Chineser, für die Moral. Daher die herrschende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefsten Einsamkeit leitende Lehre des Fo.

Tchin, ein Chinesischer Philosoph, sagt in seinem Buche über den Ursprung der Welt, in der allgemeinen Lehre des Fo werde gezeigt, was der Mensch thun soll; und in dieses Träumers inwendigen, nur den Gelehrten, den Freygeistern und den grossen Herren kundgemachten Lehre, warum er es thun soll. Dieser geheimnißreichen, grillenhaften und auf eine völlige Atheisterey hinauslaufende Lehre zufolge, soll der Mensch bemühet seyn, dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts,

aus

aus welchem alles entstanden sey, und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesens gleichförmig zu werden. Unser unveränderliches Gesetz soll seyn nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigen Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher seyen wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren sollen nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füsse sollen nicht gehen; denn Alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht; und diese Diät der Seele sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, der einzige Weg zum höchsten Glücke.

Clima, Trägheit und Religion löschen aber deswegen in Asien das Feuer der Einbildungskraft nicht aus. Diese Völker haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft.

Alle Künste und Wissenschaften machten darum vormals, bey günstigen Veranlassungen, in Asien Fortschritte. Die Dichtkunst ist diesen Völkern angebohren; kein Wort ist in ihren bilderreichen Sprachen ohne Nachdruck; selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemählde der Sachen, die sie bezeichnen. Jede Leidenschaft bringt ihre Einbildungskraft in Verwirrung. Sie martern sich zu Tode, wenn sie nur Busse thun wollen, und Selbstmord ist bey ihnen die Wirkung einer ganz gewöhnlichen Traurigkeit. Ihr Aberglauben ist Wahnwitz, ihre Schwärmerey ist Wuth. Ihre Kühnheit raset, und führet sie zu einer uns unerträglichen Grausamkeit, so wie ihre Furchtsamkeit zu der mitleidenswertheſten Schwäche. Ihre Schandthaten und Verbrechen sind für uns unglaublich; ihre Tugendübungen übersteigen

unsere

unſere Kräfte. Ihre Weisheit iſt in Fabeln eingehüllet, und ihre elende Wiſſenſchaft in Myſterien. Sie träumen wachend. Sie zittern vor den Drohungen ihrer Religionsführer in abergläubiſcher Furcht. Den ſchönſten Theil des Menſchengeſchlechts verwahren ſie hinter Riegel und Schloß. Weiber verbrennen ſich für ihre geſtorbene Männer. Fleiſchesluſt iſt bey ihnen wie bey allen hitzigen und müſſigen Menſchen allmächtig, und miſchet ſich in ihre Theologie und in ihre Religion. Von Liebe, Sehnſucht und Verlangen ſind ſie verzehret, aber ſie finden Wolluſt in Marter, Leiden und Schmerz. Nichts iſt in Oſtindien gewöhnlicher als Wahnwitz, Melankolie, und Convulſionen.

So viel Feuer bey ſo vieler Trägheit, ſo viel Schwäche bey ſo vieler Kraft, widerſprechen ſich alſo nicht, wie Obereit wähnt. Wie oft ſieht man, auch unter uns, bey Kranken die äuſſerſte Trägheit Schwäche und Unwirkſamkeit in Verbindung mit der äuſſerſten Empfindlichkeit. Wie

mancher Kranker, wie mancher vielleicht ganz gesunder Mensch ist auch bey uns wechselsweise dreist und furchtsam, vielleicht in der gleichen Stunde trotzig und verzagt. Gleichwie ein krampfhafter Zustand bey uns die stärkste Seele entsetzlich aufbringt, so reisset in Ostindien die erregte Imagination selbst das Temperament in eine Wuth, in der man keine Gefahren scheut. Ein Bengalese, den ein Engländer im geringsten in seinen Sitten und Gebräuchen beleidiget, schneidet nicht dem Engländer, sondern sich selbst den Hals ab (*).

Blos durch eine gewaltsam aufgebrachte Imagination wirft sich in Ostindien so manche treue Gattinn zu dem Leichnam ihres Mannes freudig ins

(*) Damit dieß nicht zu oft geschehe, kam im Jahr 1781. ein Bramine nach England, um mit seinem Gefehrten dem Parlement vorzustellen, die Indianer würden sich noch häufiger die Hälse abschneiden, wenn man nicht aufhöre sie nach Englischen Gesetzen zu regieren.

ins Feuer. Dieser Zustand gränzet an den in den Morgenländern so sehr gewöhnlichen Wahnwitz; und wirklich entstehet in demselben durch eine stärkere Anstrengung der Einbildungskraft, die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit.

Auch dieß will der Weltüberwinder Obereit mir abläugnen. Er sagt, die äusserste Stärke im Wahnwitz sey nicht von langer Dauer; sie könne es am wenigsten in hitzigen Ländern seyn, wo die widernatürliche Stärke durch das Clima bald matt gemacht und verzehret, auch in brennenden Fiebern nebst dem Leben selbst hingerissen werde.

Zugeben will ich, daß die äusserste convulsivische Stärke im ganz tollen Menschen nicht von langer Dauer sey. Aber ein Irrthum der immer rege auf die Einbildungskraft wirket, also auch eine falsche oder übelverstandene Religion, ist doch eine Narrheit von langer Dauer; und

so ist auch wol ein heiliger Narr ein äusserst gefährlicher Narr? (*) Es ist wahr, die Egyptischen Einsiedler wurden zuweilen bey ihrer Narrheit steinalt. Es ist wahr, Narrheit gab Mönchen und Anachoreten grossentheils ihre hochgelohte, lange, feste, und gleichförmige Kraftdauer.

Ohne Narrheit, ohne die unglaubliche Kraft der Schwärmerey, wären auch die baumstarken und handfesten Egyptischen Einsiedler bey ihrer unnatürlichen Lebensart weit mehr erkranket. Erhärten will zwar der handfeste Schwärmer Obereit die Egyptischen Einsamen seyen nie krank gewesen, und haben keiner Aerzte bedurft. Aber dieß ist wieder grundfalsch; denn Sanct Obereit ist ent-

(*) Es ist eine sehr schöne und sehr wahre Bemerkung eines grossen Weltweisen, des Herrn Meiners in Göttingen: daß ein Heiliger ohne gewisse Verirrungen von der gesunden Vernunft sich nicht so sehr über sich selbst, und über das gewöhnliche Maaß der menschlichen Natur könnte erheben.

entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verschweigt überall Alles was ihn widerleget mit einer Unredlichkeit die ihres gleichen nicht hat. Das hohe Alter, zu dem einige Einsiedler gelanget sind, ist alles was er zur Vertheidigung dieser Grille zu sagen weiß.

Mönche und Einsiedler waren aus Eitelkeit und Heucheley gezwungen ihre körperliche Schwäche zu verbergen. In dem Buche von der Jungfrauschaft, oder von der geistlichen Uebung, das man gemeiniglich für ein ächtes Werk des Athanasius hält, wird sogar den gottgeweihten Jungfrauen befohlen, wenn sie krank seyen, so sollen sie sich selbst heilen, damit die Menschen nicht sagen: sie haben sich ihre Krankheiten durch ihre geistlichen Uebungen zugezogen.

So unbarmherzig war aber der grosse Klosterstifter Pachomius nicht. Man hat gesehen daß er noch als ein Ascet zwey Aerzte für einen kranken Mitbruder hohlte. Es gab eine grosse

Menge von Kranken in seinen Egyptischen Klöstern; Pachomius selbst war überaus kränklich, und starb sehr frühzeitig. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich, bey Erwähnung der Mönchseinrichtungen auf dem Nitrischen Gebürge zeige, daß die Mönche und Einsiedler dort ihre ordentlichen Aerzte hatten, und also gewiß auch Kranke. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich durch ein Heer von Beweisen diesen borstigen Schwärmer überführe, daß Hypochondrie, Melankolie und Wahnwitz, nicht nur in die Egyptischen Klöster und Einsiedeleyen führten, sondern auch in denselben erzeugt worden sind; und daß man auch deßwegen einen ordentlichen Spital für wahnwitzige Mönche und Einsiedler errichten mußte; und wenn man sich erinnert, daß in dem allerersten Egyptischen Nonnenkloster eine Nonne sich erhenkte, und die andere sich ersäufte.

Er-

Erröthen kann Obereit nicht. Aber wie muß dieſem Windkopf zu Muthe geweſen ſeyn als er las, was ich in dieſem Capitel von der Kränklichkeit des heiligen Pachomius und des heiligen Hieronymus ſage. Dieß iſt mir nicht genug. Von der Kränklichkeit der Orientaliſchen Mönche kann ich dem Herrn Chirurgus Obereit gleich noch vier Beweiſe an den erlauchteſten und größten Beförderern des Mönchsſtandes geben.

Erkranket iſt Baſilius der groſſe, Biſchof zu Cäſarea in Cappadocien, der in ſeiner Jugend mit einem Geiſte den die Schriftſteller Griechenlands und Roms gebildet hatten und mit einem Ehrgeitz dem in der Folge ein Erzbißthum zu klein war, in eine Mönchswohnung in Pontus gieng. Er that da alles mögliche um die vermeinte Mönchsvollkommenheit zu erlangen. Er aß ſo wenig, daß er kein Fleiſch und kein Blut zu haben ſchien; Brod und Salz mit friſchem Waſſer machte ſeine ordentliche Nahrung aus; wenn er aber Kräuter und ſchlechten Wein ge-

noß, so lebte er herrlich. Er setzte sich der härtesten Kälte aus, war kaum nothdürftig bekleidet, brachte ganze Nächte ohne Schlaf zu, oder schlief auf der Erde, verrichtete dabey die schwersten körperlichen Arbeiten, und gab seine Gesetze einer grossen Einsiedlercolonie an den Ufern des schwarzen Meeres. Eine so gewaltige Anstrengung stürzte ihn aber auch nicht nur in häufige Krankheiten, sondern machte ihn auch überhaupt so kränklich, daß man ihn, wie Gregorius von Nazianzus sagt, stets für einen Sterbenden halten konnte. Dieß mag auch eine Haupturſache gewesen seyn, warum Basilius das einsame Leben mit dem gesellschaftlichen näher vereinigt haben wollte, weil er wohl sah, wie vernunftlos solche selbstgewählte Qualen sind, und wie bitter es für schwächliche und gefühlvolle Körper seyn mußte, diesen geistlichen Soldatenstand auszuhalten. Basilius zeigt auch deswegen in seinen Mönchsregeln sehr klüglich, daß es den Mönchen erlaubt sey, sich der Arzneykunst als

eines

eines von Gott herrührenden Geschenkes zu bedienen.

Erkranket ist der grosse Gregorius von Nazianzus, der mit dem Basilius in einer so grossen Uebereinstimmung der Gesinnungen und Sitten lebte, daß er ihm auch in seinem einsamen Aufenthalt in Pontus nachfolgte. Er machte sich zwar nachmals in zwey Briefen an denselben über die elende Gegend, Wohnung und Lebensart lustig (*), woran sie gemeinschaftlichen Antheil hat-

(*) Der Kirchenvater Gregorius liebte den Scherz. Eines Tags fragte ihn sein Freund, der heilige Hieronymus, um seine Meinung über eine schwere Stelle im neuen Testament. Gregorius von Nazianzus erwiederte ihm: das will ich dir gleich erklären. Komm nur in meine Predigt, da soll dich der allgemeine Beyfall meiner Zuhörer wider deinen Willen zwingen, zu verstehen was du nicht verstehst, oder für einen Tölpel gehalten zu seyn, wenn du der Einzige in der ganzen Kirche bist der mich nicht bewundert.

hatten, und wo er verhungert seyn würde, wie Er sagt, wenn sich nicht die Mutter des Basilius seiner angenommen hätte. Gregorius verfiel, wie er selbst in seinen Reden und Gedichten versichert, eben so wie sein Freund, durch die harte Behandlung seines Körpers, in eine beständige Kränklichkeit, und verließ deswegen den Mönchsstand.

Erkranket ist der grosse Chrysostomus von aller heiligen Wuth, mit der er, als ein feuervoller Jüngling, in den Mönchsstand trat. Auf den Syrischen Gebürgen übte er sich, bey einem alten Einsiedler, vier Jahre in der härtesten Enthaltsamkeit. Sodann verkroch er sich in eine Höhle, und lebte noch zwey Jahre, ganz mit sich alleine. Da er aber weder bey Tage noch bey Nacht sich niederlegte, ward sein Körper so schwächlich und krank, daß er sich gezwungen sah, der Einsamkeit und der Möncherey zu entsagen.

Erkranket ist der Bischof Palladius, von dem man die um das Jahr 400. verfertigten berühmten

ten Lebensbeschreibungen der vorzüglichsten Mönche und Nonnen seiner Zeit, in der Wüste Egyptens, in Lybien, Thebais und Syrien, auch in Mesopotamien, Palästina und Syrien, und in einigen Abendländischen Gegenden hat. Er war aus Galatien gebürtig; reiste aber in seinem zwanzigsten Jahre nach Egypten, um sich nach den berühmten Mönchen dieses Landes zu bilden. Hier begab er sich zuerst unter die Anleitung eines einsiedlerischen Mönchs, der sich in einer Höhle bey Alexandrien aufhielt. Allein da er der übermässigen Strenge desselben nicht gewachsen war, übte er sich in andern Mönchswohnungen nahe bey dieser Stadt. Nach einigen Jahren gieng er auf das Nitrische Gebürge, und in die Sketische Wüste, wo er noch länger blieb. Eine Krankheit, welche ihm diese unsinnige Lebensart zuzog, nöthigte ihn nach Alexandrien zurückzukehren, und auf den Rath der Aerzte verfügte er sich, um einer gesunden Luft zu geniessen, nach Palästina. Sein berühmter Freund, Johannes Chrysostomus, weihte ihn sodann zum Bischof von

Hele-

Helenopolis in Bythinien, welches Amt er nach einigen Jahren mit dem Bisthum zu Aspona in Galatien vertauschte.

So viel elenden Witz und schaalen Spott hätte der hochmüthige Obereit in seinen Büchern wol nicht gegen mich ausgegossen, wenn ihm diese Thatsachen wären bekannt gewesen; oder wenn Er, dieser windige Grundkenner der Egyptischen und Orientalischen Mönche und Einsiedler, sich nicht durch den Wahn hätte verführen lassen: ich wisse von diesem Allem Nichts, und Alles was ich jemals über Einsiedler und Mönche schreiben möchte, werde ohne alle Kenntniß seyn; ob ich gleich seit fünf und zwanzig Jahren mit diesen Dingen umgehe.

Männer von so feiner Empfindung und so erhabenem Geiste, wie Basilius der grosse, Gregorius von Nazianzus und Chrysostomus waren, hatten nun freilich keine Obereitische Organisation. Sie waren nicht Thebaische Bauern; sie hatten nicht die Derbheit und Kraftdauer die-

dieſer ſchmutzigen Kerle, vor deren heiligem Duft der abergläubige Obereit ſeine Stirne ſo unermüdet an die Erde beugt, und deren Unflat er ſeit dreiſſig Jahren vergöttert. Aber freilich wären ohne dieſe Derbheit und Kraftdauer alle dieſe heiligen Hallunken, ſamt und ſonders, auch nicht fähig geweſen alle die Bubenſtücke zu verüben, alle die Aufruhren zu erregen, den Orient mit allen den Schandthaten, allem Mord und Brand zu erfüllen, wovon das ſiebende Capitel dieſes Buches einen ſchauderichten Abriß geben wird.

Zu den allgemeinen Urſachen des groſſen Triebes für die Einſamkeit in warmen Ländern gehöret endlich auch noch zum Theil ihre Regierungsform. Man hat ſchon genug geſehen, daß nicht blos Furcht vor Verfolgung, oder auch vor verdienter Strafe; nicht nur träger Müſſiggang, ſondern wirklich Freyheitsliebe und Streben nach Unabhängigkeit, unter den erſten Chriſten viele nach jenen berühmten Einöden hinzog, in denen

ſie

sie eine Art von Republik errichtet haben, durch die so schreckliche Uebel in die Welt gekommen sind. Aber auch die Einsamen unter den philosophischen Heiden giengen, oft wegen der übeln Beherrschung ihrer Länder, in die Einsamkeit.

Die Griechischen Philosophen lebten unter Volksherrschaft, oder unter Tyrannen. Beydes ist ein Unglück, aber gewöhnlich wirket ein vielköpfiges Ungeheuer noch viel mehr Böses als ein einköpfiges. Volksherrschaft war immer vermessen und übereilt, schwindlich und unbeständig; immer ward die blinde Menge hintergangen durch listige Betrüger. Jeder demokratische Staat ist darum, seiner innern Natur nach, immer despotisch, wie alle wissen die aus alter und neuer Zeit solche Staaten kennen und ihre Galgen und ihre Märtyrer.

Aus Abscheu für solche Regierungen verliessen darum die alten Philosophen oft die Städte. Sie suchten Wahrheit in der Stille, und waren

da

da unangefochten gut und weiſe. Die Philoſophie, oder vielmehr der Ekel, der den Geiſt qualvollen und niederdrückenden Geſchäften und dem Anblick alles herrſchenden Unrechts entziehet, um in der Einſamkeit ihn zu erhöhen, kam entweder aus Griechenland in das ſchwärmeriſche Egypten; oder auch, wie die angeblichen Pythagoräer des erſten und zweyten Jahrhunderts glaubten, hatten Pythagoras und Plato ihre Philoſophie aus einerley Quelle ſelbſt in Egypten geſchöpfet. Pythagoras gieng in die Einſamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos allen Ekel empfunden hatte, den Tyranney erwecket. Für einen groſſen Theil der Welt wurden ſeine in der Folgezeit durch den Enthuſiaſmus des Plato erhöhte Lehrſätze einziger Unterricht und Leitfaden für unzählige Schwärmer. Die unumſchränkte Gewalt der Aſiatiſchen Monarchen erregte den Trieb zur Einſamkeit um ſo viel mehr in jenen unglücklichen Ländern, wo der Deſpot alles iſt, und der Unterthan nichts, wo das gekrönte Ungeheuer wütet und lacht, und die unterjochte

Menschheit ihre Seufzer verheelet. Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen solcher Herrschaft mit der Verachtung die sie verdienet, und fanden in quellenreichen Gebürgen und im Schatten wohlthätiger Palmbäume mehr als alles was sie verlohren hatten, unter allen Glücksgütern das gröſte, die Freyheit.

Aber alle diese Betrachtungen über den Trieb zur Einsamkeit in warmen Ländern, führen mich nur etwas den Gränzen dieses Theiles der Naturgeschichte des Menschen näher. Sie sind eine blosse Einleitung zu dem was ich im fünften, sechsten und siebenten Capitel dieses Buches über einige Nachtheile der Einsamkeit ungern sagen werde, aber in einem Buche, worinn die Einsamkeit von allen Seiten betrachtet wird, nothwendig sagen muß; und doch hielten voreilige Bücherrichter

richter die ersten längst gedruckten Zeilen dieser Einleitung, für den ganzen Inbegrif von Allem was ich über Einsamkeit empfinde und denke.

Ende des ersten Theils.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY

Namenregiſter.

A.

Alpinus (Proſper) Seite 309. 310. 311.
Ammianus Marcellinus 312.
Ammonius (der heilige) 202.
Andeſius 201.
Antonius (Marcus) 89.
Antonius (der heilige) 142. 145. 146. — 172. 173. 174. 188. 190. 191. 192. 198. 210. 216. 217. 238. 294.
Aretäus 309. 310. 311.
Ariſtoteles 99.
Athanaſius (der heilige) 164. 171. 211. 216. 328.
Auguſtinus (der heilige) 197. 211.
Aurelian (Kaiſer) 55.
Aurengzeb 298.

B.

Bacon 43.
Baradatus 208.
Barſanuph (der heilige) 209.
Baſilius (der heilige) 219. 329. 330. 332. 334.
Bernier 298.
Bonaſus 253. 254. 255. 260.
Boſſuet 85.
Braunſchweig (der regierende Herzog von) 94.
Braunſchweig (Herzog Ferdinand von) 95.

C.

Carl (Kaiſer) der fünfte 55.
Carl (König) der erſte von England 74.
Caſſianus 139. 165. 197.
Chryſoſtomus (der heilige) 219 — 225. 284. 332. 333. 334.
Cicero 51. 52. 93. 227.
Conſtantinus (Kaiſer) der groſſe 196. 288.

D.

Damaſus (Pabſt) 230. 236.

Decius (Kaiſer) 140.
Democritus 10.
Demoſthenes 93.
Diogenes 116.
Diocletian (Kaiſer) 52. 53. 54.
Dion 83.
Dionyſius der jüngere 83. 99.
Dracontius 211.

E.

Elias 122.
Eliſa 122.
Ephrem (der heilige) 203. 206.
Epikur 93.
Epiphanius (der heilige) 256.
Eunapius 201.
Euſtochium (die heilige) 239 — 250. 255. 25
268.
Eutropius (der Miniſter) 222.
Evagrius 205. 207.

F.

294. 295. 320.
Furia 271.

G.

Gaßner 151. 152.
Gemina 217.
Gibbon 286. 289.
Gregorius (der heilige) von Nazianz 184. 219. 331. 332. 334.
Grothaus (Baron von) 50.

H.

Heliodorus 277 — 279.
Hellenius 184.
Helvidius 262.
Heraclit 44.
Herring (Erzbischof) 75.
Hertford (Graf von) 76.
Hieronymus (der heilige) 93. 142. 193. 196. 217. 225 — 283. 331
Hilarion (der heilige 151. 152. 198 — 202.

Hippocrates 10
Homer 54. 92.
Honorius (Kaiſer) 263.
Horaz 52
Hume (David) 69 — 78.

J.

Jacob der Anachoret 208.
Jamblich 201.
Jonadab 122.
Joſeph (Kaiſer) 49. 94.
Jovinianus 262. 263.
Italicus 199. 200.
Juſtinianus (Kaiſer) 214.

K.

Kien Long (Kaiſer) 56. 57.

L.

Läta 269.
Lavater 152. 153. 235.
Leibnitz 32. 100.

Leo (Pabſt) der groſſe 318. 319.
Libanius 223.
Longinus 54.
Lopez 13.
Lucian 87. 89.

M.

Macarius (der heilige) von Alexandrien 171. 258.
Marcella (die heilige) 231. 236. 252.
Marcus (der Evangeliſt) 126.
Maximian (Kaiſer) 54.
Meiners 134. 326.
Meißner 98.
Micheli du Cret 5.
Miller 74.
Molinos 13.
Mosheim 138. 140.
Muhammed 313

N.

Necker 100.

Nicephorus 206.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 13. 127. 146. 189. 210. 300. 308. 312. 315. 316. 325. 326. 328. 329. 334. 335.

P.

Pachomius (der heilige) 173 — 190. 191. 192. 195. 268. 283. 327. 328.
Palemon 174. 175.
Palladius 183. 191. 261. 332.
Paphnutius (der heilige) 168.
Paſcal 49.
Paul der Eremit 141. 142. 163. 210. 238.
Paula (die heilige) 236. 239. 255. 256. 257. 259. 264. 266 — 268.
Paulinus 258.
Perſius 255.
Petrarcha 98.
Philo 140.
Piſiſtratus 82.

Plato

Plato 54. 99. 110. 131. 135, 140. 337.
Plinius der ältere 289.
Plotin 217. 237.
Poſidonius (der heilige) 261.
Prätextata 239.
Preuſſen (König von) 50. 95.
Ptolomäus Philadelphus 125.
Pyrrhus 50.
Pythagoras 131. 140. 317. 337

R.

Rogatianus 238.
Rouſſeau 279.
Rufinus 191.
Ruſticus 279 — 281

S.

Sabinianus 272 — 277.
Saint Hyacinthe 85.
Salvina 271.
Schröckh 143.
Schuppach (Michel) 154. 155.